

Das Baltikum. Geschichte einer europäischen Region. Bd. 1: Von der Vor- und Frühgeschichte bis zum Ende des Mittelalters. Hrsg. von Karsten Brüggenmann, Detlef Henning, Konrad Maier und Ralph Tuchtenhagen. Hierseemann Verlag. Stuttgart 2018. 651 S., Kt. ISBN 978-3-7772-1825-0. (€ 98,-)

Die Geschichte der baltischen Länder als Teil einer „europäischen und transnationalen Verflechtungsgeschichte“ (Geleitwort, S. 9) darzustellen und dabei, so die Hrsg., „die nationalhistorischen Traditionen und Ansprüche zu überschreiten, d. h. eine transnationale Historiografie im modernen Sinne anzustreben“ (S. 21), ist das Ziel eines von der VW-Stiftung finanzierten und vom Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa an der Universität Hamburg realisierten, auf insgesamt drei Bände angelegten Handbuches. Im ersten, Vor- und Frühgeschichte und Mittelalter gewidmeten Teil werden die Grundlagen menschlicher Entwicklung, die Frühgeschichte bis zur Eroberung durch niederdeutsche und dänische Ritter und Krieger, die Christianisierung und das Interagieren von Bistümern, Ritterorden und Städten sowie auswärtiger Mächte und schließlich die Reformation in Livland von deutschen ebenso wie Forschern aus den baltischen Ländern ausführlich geschildert, während Litauen nur exkursiv behandelt wird. Zunächst erklären Karsten Brüggenmann und Ralph Tuchtenhagen, warum der „kurz[e] und bündig[e]“ (S. 33) Begriff des Baltikums gegenüber anderen, ebenso wenig zutreffenden Konstrukten zur Bezeichnung der Region gewählt wurde. Hansjörg Küster bietet anschließend eine anschauliche Schilderung der Entstehung und Bedeutung von Morphologie und Hydrologie für das menschliche Leben im Baltikum seit den letzten Eiszeiten. Das Nebeneinander finnougriecher und baltischer Sprachen und ihre einzelsprachlichen Ausprägungen erläutert Cornelius Hasselblatt.

Andris Šnē und Heiki Valk meistern die schwere Aufgabe, die nur mit archäologischen Methoden zu erforschenden Epochen der geschichtlichen Entwicklung des Baltikums darzustellen. Sie bieten einen forschungsgeschichtlichen Überblick und stellen die Stein- und Metallzeiten dar, deren zahlreiche Kulturgruppen vor allem anhand unterschiedlicher Bestattungs-, aber auch Siedlungs- und Keramikformen gebildet worden sind. Seit der vorrömischen Eisenzeit waren Höhensiedlungen vielleicht Häuptlingssitze, germanische, slavische und skandinavische Einflüsse wurden in der Römischen Kaiserzeit bemerkbar, seit der die beiden Archäologen die Unterscheidung von baltischen und ostseefinnischen Bestattungen für möglich halten (S. 103). Nach der ersten nachchristlichen Jahrtausendmitte sind ihrer Meinung nach auch „Kuren, Selonon, Semgaller, Lettgaller, Zemaiten, Litauer, Schalauer, Jadwinger usw.“ archäologisch voneinander abgrenzbar (S. 115), obwohl die europäische Archäologie der ethnischen Deutung heute überwiegend skeptisch gegenübersteht. In der Wikingerzeit wurde das Baltikum Transitland skandinavischer Krieger und Kaufleute auf ihrem Weg über die Flüsse Ostmitteleuropas ins Schwarze und Kaspische Meer. Seit dem 11. Jh. expandierten Teilfürstentümer der Rus' in Richtung Ostsee und gründeten zum Beispiel die Burg Jur'ev (Tartu) (S. 126 f.). Mit ihnen kamen christlich-orthodoxe Einflüsse, und mit einem Blick auf Anzeichen lateinisch-christlicher Realien aus der Zeit vor der Eroberung sowie nichtchristlich-religiöse Vorstellungen endet die Darstellung der Frühzeit, nicht ohne in einem der vielen Einschübe des Bandes Ķemavē gewürdigt zu haben, die Hauptstadt des „Großherzogtums von Litauen“ im 13./14. Jh. (Šnē, S. 138–140).

Am Anfang der Beschreibung des Mittelalters stellt Matthias Thumser die schriftliche Hinterlassenschaft vor. Anti Selart schildert „die Eroberung Livlands (12. und 13. Jahrhundert)“ und die Historiografie über „das livländische Mittelalter“. Tiina Kala beschreibt „die Kirche“, d. h. die Einrichtung zunächst des Bistums, dann des Erzbistums Riga und der übrigen Bischofssitze sowie die Bedeutung insbesondere des Zisterzienserklosters Dünaburg, aber auch der Bettelordensklöster. Juhan Kreem widmet sich dem 1237 im Deutschen Orden aufgegangenen, 1202 in Riga gegründeten Schwerbrüderorden und schließlich dem Livländischen Orden sowie dem weltlichen Adel, der aus den Vasallen meist niederdeutscher Herkunft der Orden sowie geistlicher Institutionen hervorgegan-

gen ist. Inna Pöltšam-Jütjo thematisiert sowohl „die Städte: Alltag, soziale Schichten, Handel und Gewerbe“ als auch die „autochthone Bevölkerung“. Dabei geht sie auch auf das Verhältnis der überwiegend aus (nieder)sächsisch-westfälischen Zuwanderern gebildeten Stadtbürger zu den mit dem problematischen Begriff der „Undeutschen“ zusammengefassten Nachkommen der baltischen und finnischen Bewohner des Landes ein, die vor allem im Verlauf der Krise des späten Mittelalters zunehmend aus Gilden und Zünften ausgegrenzt wurden. Auf dem Land bieten die „Wackenbücher“ eine gute Quelle für die von „deutscher Bauernkolonisation“ (S. 341) unberührte Siedlungslandschaft.

Ilgvars Mišāns schildert „Beziehungen und Konflikte[n] im 14. und 15. Jahrhundert“. Deutscher Orden, die Erzbischöfe von Riga, Ritterschaft und städtisches Patriziat (Fernhändler) waren darin die handelnden Akteure; die Rivalität zwischen Landmeister und Erzbistum Riga führten in dieser Zeit zu anhaltender Instabilität. Aufstände von Bauern und Bewohnern Ösels und Dagös wurden vom Orden niedergeschlagen. „Das mittelalterliche Livland und seine Nachbarmächte: Äußere Beziehungen im späten 14. und 15. Jh.“ werden von Aleksandr I. Filjuškin ebenso dargestellt wie „Livland im 16. Jahrhundert“. Die „Litauen-Reisen“ des europäischen Adels würdigt in einem Einschub Rymvidas Petrauskas. Befremdlich wirkt dabei, dass diese als Zeichen „eines gemeinsamen Selbstverständnisses des europäischen Rittertums“ von „Portugal bis Skandinavien und Ungarn“ (S. 404) angesehen werden, das Leid der in den Grenzgebieten drangsalierten Bevölkerungen aber nicht eigens betont wird. Die Auseinandersetzungen mit dem livländischen Orden und die gleichzeitige Ostexpansion führten zum Aufstieg der litauischen Fürsten, deren Weg zu Taufe, Christianisierung und Annäherung an Polen an dieser Stelle des Bandes erstmals zur Sprache kommen.

Die Reformationszeit wird wiederum von Kreem beschrieben. Der Konfessionswechsel ging von den Städten aus, in denen es zu Bilderstürmen kam, aber auch die Ritterschaft war der neuen Lehre gegenüber empfänglich. Das Spektrum der Prediger reichte „von konservativen Humanisten bis zu radikalen Hetzern“ (S. 441). Auch das Ordenskapitel beschloss 1544, „daß in allen Ordenskirchen das reine Wort Gottes gepredigt werden solle“ (S. 456). Der Augsburger Religionsfrieden von 1555 wurde vom livländischen Ordensmeister Georg von Syburg zu Wischlingen unterschrieben. Den „Livländischen Krieg“, den er schon vorher als „ein Konstrukt von Historikern“ bezeichnet hat (S. 430), behandelt erneut Filjuškin. Er nimmt eine im ersten Band dieses Handbuchs immer wieder einmal aufscheinende russlandkritische Tendenz auf (S. 11, 24 f.), wenn er den „expandierenden Zentralstaat Russland“ (eine für das 15. und 16. Jh. nicht unproblematische Bezeichnung für das Großfürstentum Moskau) charakterisiert. Die bis 1478 bzw. 1510 „rhetorische Bedrohung“ sei jetzt mit „realen Zügen“ versehen worden. Pskov und Novgorod hätten nun nicht mehr gegeneinander ausgespielt werden können. „Moskau fürchtete [...] keinen Krieg“ (S. 474). Niederlagen gegen „russische“ Armeen bei Tirsen 1558 und 1560 bei Weißenstein und Ermes bedeuteten das Ende des Ordens, der 1561 im Abkommen von Wilna der Übernahme der Ordensbesitzungen durch die polnische Krone zustimmte (S. 489). Endlich kommt nun auch Litauen zu einer weiteren Berücksichtigung, die Mathias Nienendorf vornimmt („Das Großfürstentum Litauen bis 1569“). Er geht der Frage nach, warum es den Litauern gelang, die Unabhängigkeit zu bewahren (S. 511), und empfiehlt Zurückhaltung bei der Anwendung des Staatsbegriffs ebenso wie bei der Suche nach der Hauptstadt, weil wohl eher eine Art Reisekönigtum veranschlagt werden müsse (S. 512). Der Lubliner Vertrag von 1569 war ein Kompromiss und nur durch vollendete Tatsachen nach Abreise der litauischen Delegation im Reichstag zustande gekommen. Dennoch war er eine tragfähige Basis für die folgenden 200 gemeinsamen polnisch-litauischen Jahre (S. 540 f.).

Den Abschluss des Bandes bilden Untersuchungen zum „Baltikum aus europäischer Perspektive“. Zunächst betrachtet Christian Krötzel „Das Mare Balticum aus europäischer Perspektive: Kommunikationsräume und Interaktion“ und betont u. a. die Bedeutung der Prager Alma Mater für eine Anzahl livländischer Studenten, weshalb er die Grün-

dung Karls IV. von 1347 als „Ostseeuniversität“ bezeichnet (S. 574). „Das Imperium Romanum und Livland im Mittelalter: Zwischen verfassungsrechtlicher Wirklichkeit und Imagination“ ist das Thema nun wiederum von Andris Levans. Während Reinhard Wittram (1902–1973) 1939 auf „staatsrechtlicher Zugehörigkeit Livlands zum Deutschen Reich“ bestand, „begründet 1207 und 1225 vom Bischof Albert und erloschen erst 1561“, und weiter behauptete, „die Kolonie sei in Recht und Sitte, Werkgesinnung, Kunst und Geist [...] ein Abbild des Mutterlandes“ gewesen (S. 582), äußerten sich jüngere Forscher wie Ernst Pitz und Manfred Hellmann zurückhaltender. Für die kaiserliche Kanzlei Karls IV. stand aber 1356 wohl fest, dass das Erzbistum Riga „im Verhältnis zum Reich“ stand (S. 609). Der 1526/27 in den Reichsfürstenstand erhobene Ordensmeister Wolter von Plettenberg hatte sich noch 1496 nach Aufforderung des Hochmeisters des Deutschen Ordens mit Pferden als Geschenken zur Kaiserkrönung in Rom einfinden sollen. Er sagte aber ab, weil ihm der Weg dorthin zu weit sei (S. 617 f.). Levans beschließt seinen Beitrag mit dem Satz „Das Reich war fern – im räumlichen wie im mentalen Sinn“ (S. 619).

Den Hrsg. und Autor:innen ist mit dem ersten Band des mit einem Abkürzungsverzeichnis, einer Zeittafel, einem Orts- und einem Personenregister sowie einem Autorenverzeichnis versehenen Handbuchs zum Baltikum ein materialreiches, nur gelegentlich aufgrund seiner Kapitelstruktur redundantes Überblickswerk gelungen, das zu den Standardwerken der europäischen Geschichte gehören wird.

Leipzig

Matthias Hardt

Mehrsprachigkeit in Ostmitteleuropa (1400–1700). Kommunikative Praktiken und Verfahren in gemischtsprachigen Städten und Verbänden. Hrsg. von Hans-Jürgen Bömelburg und Norbert Kersken. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 37.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2020. VI, 245 S. ISBN 978-3-87969-435-8. (€ 45,-)

„Bürgerliche Kinder sollen Deutsch wegen des Handels lernen“, auch sei die Kenntnis der deutschen Sitten nicht schädlich, weil in den polnischen Städten sowieso „Deutsche den Vorrang haben“, für Adlige bringe das Deutschlernen jedoch keinen Nutzen. So äußert sich der Professor der Krakauer Akademie Sebastian Petrecy in seinen Aristoteles-Kommentaren Ende des 16. Jh. (S. 190). Der zu besprechende Sammelband versucht, diese Fragen von ethnischer und ständischer Zugehörigkeit und die damit verbundene Mehrsprachigkeit in den Überlappungsregionen Ostmitteleuropas zu fassen. Ostmitteleuropa wird hier verstanden als „die böhmische Krone, Polen und das historische Großfürstentum Litauen“, so der Mithrsg. Hans-Jürgen Bömelburg und Thomas Daiber in ihrer Einleitung (S. 14). Zeitlich beginnt der Band mit dem Ende des Mittelalters, als neben die sogenannten „heiligen Sprachen“ (Latein, Griechisch, Kirchenslawisch, Altarmenisch und Hebräisch) zunehmend die lange Zeit nicht verschriftlichten Volkssprachen traten. Gerade im städtischen Bereich wie im eingangs genannten Krakau, aber auch in Lemberg und in Wilna gehörte die Mehrsprachigkeit zur selbstverständlichen Alltagsrealität. Die Multilingualität wurde aber auch an den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Herrscherresidenzen praktiziert. Dies änderte sich erst, als im späten 18. und 19. Jh. hohe Ansprüche an Normierung und Perfektionierung gestellt und zur Karrierevoraussetzung in den Staatsverwaltungen gemacht wurden. Die These der „Mehrsprachigkeit als Regelfall“, der dieser Sammelband folgt, ist recht neu und eröffnet andere Perspektiven auf Konflikte, aber auch auf Akkulturations- und Assimilationsprozesse.

Vor dem Hintergrund eines „fragmentierten Forschungsstandes“ (S. 20) zur historischen Mehrsprachigkeit handelt es sich bei den meisten Beiträgen um Fallbeispiele. Vlastimil Brom beschäftigt sich zum Auftakt mit der tschechischen Chronistik, der Dalimil-Chronik, die ein sprachlich-kulturell begründetes fremdenfeindliches Ressentiment entwickelt und als Beleg für umfassende Konflikte verstanden wurde, als Norm, bei der man die Praxis der Mehrsprachigkeit vernachlässigte. Es folgen Untersuchungen zu mehrsprachigen Städten und kommunalen Institutionen (Danzig, Krakau, Lemberg, Posen,

Thorn), ergänzt von einem Aufsatz zu den Kanzleien in den Städten des Großfürstentums Litauen, wo sich schrittweise das Polnische als Amtssprache durchsetzt (Stefan Rhodewald), sowie einer Analyse der Mehrsprachigkeit am polnisch-schwedischen Wasa-Hof (Bömelburg). Hier lernen wir etwa, dass beim weiblichen Hofstaat sehr viel weniger Wert auf Mehrsprachigkeit in den einzelnen „Arenen“ gelegt wurde, das Rechnungswesen deutschsprachig und der „kulturelle“ Bereich (Musiker etc.) italienischsprachig war. In Städten allerdings war das Sprachverhalten hierarchisch, d. h. die untergeordneten diasporischen Gruppen hatten meist die größere sprachliche Kompetenz, da sie die Sprachen der herrschenden Gruppen lernen mussten, wie Andrzej Janaczek am Beispiel der Lemberger Armenier zeigen kann. Die einzelnen Beiträge spannen nicht nur thematisch, sondern auch methodisch einen weiten Bogen, einige Aufsätze sammeln und beschreiben eher, so Michał Nowicki die „Altpolnische Bildung“ (Old Polish Education) oder Dorota Żołądz-Strzelczyk den Spracherwerb in zwei Erziehungsratgebern des späten 16. und frühen 17. Jh.

Angesichts der Breite des Themas ist es etwas wohlfeil, fehlende Aspekte anzuführen: So findet etwa Schlesien mit der Metropole Breslau keine Berücksichtigung, obwohl das Titelbild des Wörterbuch *Dictionarium Trium linguarum* des aus dem schlesischen Löwenberg stammenden Franz Mymer zeigt, das 1528 in Krakau gedruckt wurde. Konversations- oder Gesprächsbücher, die Auskunft über interkulturellen Austausch- und Kommunikationsrituale geben könnten, werden nur im Beitrag von Edmund Kizik behandelt, der die Danziger Sprachlehrbücher beschreibt. Hier scheint aber schon auf, welch wertvolle Quellen diese für die Alltagskommunikation sein könnten, wenn etwa „nachmittägliche Gespräche über Wetter, Politik, Teuerung und Krieg“ (S. 152) aufgezeichnet werden.

Die ostmitteleuropäischen Befunde in Spätmittelalter und Früher Neuzeit sind für eine vergleichende gesamteuropäische Forschung in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Wurde über andere Regionen und Staaten, die ihre Mehrsprachigkeit durch die Geschichte erhalten haben, wie etwa die Schweiz, vielfach geforscht, so stellt die Erforschung der Mehrsprachigkeit Ostmitteleuropas besondere Herausforderungen nicht nur an die persönliche Sprachkompetenz der Bearbeiter. Auch infolge nationalhistorischer Hypothesen wurde die Komplexität der Mehrsprachigkeit nur unzureichend erforscht: So fehlt einerseits die historische Dominanz der lateinischen Schriftkultur, andererseits eine allgemein verbindliche Verkehrssprache. Die kontinuierliche Anwesenheit von griechisch-, armenisch- und turksprachigen Bevölkerungsgruppen schuf abweichende kontaktlinguistische Grundlagen, was bis in die großen Städte Ostmitteleuropas mit ihren jeweiligen armenischen, tatarischen und jüdischen Gemeinden ausstrahlte (Bömelburg/Daiber, S. 12). Auch die rechtliche Situation ist spezifisch: Das süd- und westeuropäische Stadtrecht inkludierte Zuwanderer, während ostmitteleuropäische Stadtverfassungen Sondergruppen zu eigenem Recht und mit eigenen Sprachen schufen. So entstand im östlichen Europa eine doch differenzierte und vielfältige Rechts-, Kultur- und Sprachlandschaft, deren Austausch- und Ausgleichsprozesse unter eigenen Rahmenbedingungen stattfanden, die nur interdisziplinär erarbeitet werden können.

St. Gallen

Karen Lambrecht

Dorota Pietrzyk-Reeves: Polish Republican Discourse in the Sixteenth Century. Übers. von Teresa Bałuk-Ulewiczowa. (Ideas in Context, Bd. 129.) Cambridge University Press. Cambridge 2020. 268 S. ISBN 978-1-108-49323-9. (£ 75,-)

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine überarbeitete und gekürzte Fassung des 2012 veröffentlichten Buches *Ład Rzeczypospolitej. Polska myśl polityczna XVI wieku a klasyczna tradycja republikańska*, das als Grundlage für die Habilitation an der Jagiellonen-Universität Krakau diente (2013). Das Buch besteht aus einer Einleitung, vier problemorientierten Kapiteln und einem Epilog. Es wird durch ein Glossar der polnischen Begriffe, die Bibliografie und ein Personenregister ergänzt.

Dorota Pietrzyk-Reeves setzt sich zum Ziel, das polnische politische Denken im 16. Jh., einer schöpferischen und fruchtbaren Epoche, in der die theoretischen und rechtlichen Fundamente für das politische System des Königreichs Polen gelegt wurden, zu untersuchen und seine ideengeschichtlichen Grundlagen zu identifizieren. Das Werk beruht auf einer äußerst breiten Quellenbasis sowohl im Original als auch in edierter Form: U. a. politische Traktate, polemische Schriften, philosophische Werke, Parlaments- und Trauerreden sowie politische Poesie werden vor dem Hintergrund antiker (vor allem römischer) und zeitgenössischer philosophischer und politischer Abhandlungen westeuropäischer Provenienz ausgewertet. Ebenso beeindruckend ist die umfangreiche Bibliografie.

P.-R. vertritt den Standpunkt, dass die politische Reflexion im Polen des 16. Jh. in hohem Maße in der klassischen republikanischen Tradition wurzelte, d. h. in philosophischen und historischen Betrachtungen des Aristoteles und in den Schriften der römischen Autoren, die seine Ideen fortgesetzt und weiter entwickelt haben – vor allem Cicero, Seneca, Livius und Sallust. Die Vf. sieht eine substanzielle Kontinuität zwischen der antiken Tradition und der frühneuzeitlichen republikanischen Theorie, die im italienischen Humanismus begründet worden sei. Beide bildeten, so die Vf., die klassische republikanische Tradition. Zu dieser Tradition gehöre u. a. die englische und polnische politische Reflexion des 16. Jh. Dies führt P.-R. zu der Schlussfolgerung, dass der polnische Republikanismus dieser Zeit ein integraler Bestandteil der europäischen Rezeption der antiken republikanischen Tradition gewesen sei. Ein charakteristisches Merkmal der polnischen Reflexion über den Staat, das Recht und die politische Gemeinschaft sei ihre enge Beziehung zur Praxis gewesen. Der besondere Beitrag der in Polen betriebenen politischen Reflexion zur klassischen Tradition des Republikanismus besteht nach der Meinung der Vf. gerade darin, dass der Diskurs sich nicht oder nicht überwiegend auf einer theoretischen Diskussion gründet, sondern sich aus den praktischen Erfordernissen der Staatsreformen und den Verteidigungsversuchen seines politischen Systems ergeben habe. Diese praktische Inspiration habe in Polen im 16. Jh. dazu geführt, dass sich eine Überzeugung vom Vorrang der moralischen vor einer institutionellen Dimension der politischen Gemeinschaft entwickelt habe. Der republikanische Diskurs habe die Bestrebungen der freien politischen Gemeinschaft(en) unterstützt und sie mit dem erforderlichen Vokabular, mit rhetorischen Mitteln, Konzepten und Argumenten versorgt. Diese Sichtweise erscheint sehr interessant und dazu angetan, weitere Forschungen zur Entwicklung des politischen Denkens im Polen des 16. Jh. anzuregen.

Welche Elemente waren charakteristisch für die republikanische Tradition, für die politische und verfassungsrechtliche Praxis und den theoretischen Diskurs im Königreich Polen, das seit 1569 mit dem Großfürstentum Litauen durch eine Realunion in einer gemeinsamen *Rzeczpospolita* verbunden war? Worauf stützte sich die verfassungsrechtliche Ordnung der Adelsrepublik? P.-R. erklärt, dass im Zentrum des politischen Diskurses der Begriff der Freiheit gestanden habe, die als Unabhängigkeit der freien Mitglieder der politischen Gemeinschaft von willkürlicher Macht oder Vorherrschaft verstanden wurde. Dies ist eine durchaus berechnete Einschätzung. Im 16. Jh. sicherten sich die Adligen (d. h. die *cives rei publicae*) eine privilegierte Stellung im Staat als diejenigen, die Herrscher und zugleich Beherrschte seien. Beherrscht zu sein, bedeute im Kontext des Königreichs Polen, vor allem dem Recht unterworfen zu sein und nicht dem Willen eines anderen, z. B. eines Monarchen. Die Souveränität, die der Staatsrechtler Jean Bodin zu jener Zeit in die Hände des Monarchen legte, sei in der Adelsrepublik dem Recht zuerkannt worden. Hierbei sei die Gesetzgebung das Ergebnis eines weitreichenden Kompromisses gewesen, in Übereinstimmung mit dem Prinzip *quod omnes tangit ab omnibus approbari debet*. Aus diesem Grund führten die drei Stände im Sejm einen konsensualen politischen Diskurs, welcher der richtigen Entscheidungsfindung vorausging.

Man kann der Vf. nur zustimmen, wenn sie hervorhebt, dass für die Entwicklung des republikanischen Diskurses die Ausarbeitung der Konzeption der *res publica* essenziell gewesen sei. Sie habe auf dem ciceronischen Modell einer gemischten Verfassung (*ordo*

mixta) beruht, in der monarchische, aristokratische und demokratische Elemente harmonisch miteinander verbunden sowie der Vorrang von Recht und Freiheit garantiert seien. Als eine dem Recht untergeordnete Gemeinschaft sollte die *res publica* nicht vom Willen des Herrschers abhängig sein, sondern durch die Klugheit, Mäßigung und Weisheit des Königs, der Senatoren und der übrigen Adligen regiert werden. Die *Rzeczpospolita* habe sich als *civitas libera* verstanden, und daher musste sie ihren Mitgliedern die persönliche Freiheit, die Gleichheit vor dem Gesetz, Eigentumsrechte und politische Rechte versichern. Eine solide Grundlage für diese Ansprüche hätten die Rechte und Privilegien, die dem Adel von Ludwig I. und den Königen aus der Jagiellonen-Dynastie gewährt worden waren, gebildet. Die Freiheit bezog sich demnach nicht nur auf die einzelnen *cives*, sondern auch auf die ganze Gemeinschaft, die von keinem äußeren Herrscher abhängig gewesen sei, sondern frei ihrem eigenen Willen habe folgen können.

Wie die Vf. meint, musste dies zu einer aktiven Beteiligung der adligen Gemeinschaft am Leben des Staates und seiner Institutionen führen. Die Freiheit wurde hier als aktives politisches Engagement verstanden. Die aktive politische Beteiligung der *cives* war sowohl ein Privileg als auch eine Pflicht. Die wichtigste Voraussetzung dafür sei die Einsicht gewesen, dass bürgerliche Tugenden und das Gemeinwohl das Private überwiegen sollten. Die aktive Beteiligung am Gedeihen des Staates und seiner Institutionen, zu der bereits Forschungen erschienen sind,¹ war für die Entwicklung der altpolnischen Politik in Theorie und Praxis grundlegend.

P.-R. betont den in zeitgenössischen politischen Schriften und parlamentarischen Reden immer wieder vertretenen Standpunkt, dass die Institution der Wahlmonarchie die bestmögliche Garantie für die eigene Freiheit dargestellt habe. Sie sei nicht nur ein politisches Privileg gewesen, sondern auch eine Barriere gegen königlichen Despotismus und somit ein Symbol für die Rechte der *cives*.

Die republikanische Tradition sei durch das Prinzip der religiösen Toleranz ergänzt worden, das in der Warschauer Konföderation von 1573 formell festgeschrieben wurde. Die sprachliche oder konfessionelle Vielfalt in Polen sei dabei kein Hindernis für die Wahrnehmung der Rechte und Freiheiten von Adligen gewesen. Der Wert des Pluralismus, der mit der Idee und Praxis der republikanischen Freiheit einherging, habe die friedliche Koexistenz der verschiedenen Gemeinschaften im Königreich Polen gestärkt. Diese Aussage ist von besonderer Relevanz: Religiöse Toleranz resultierte nicht aus theologischer Reflexion (die in der polnischen Reformation und Gegenreformation keine große Rolle spielte), sondern aus einem Gemeinschaftsgefühl, das auf der Zugehörigkeit zum Adelsstand beruhte.

Das besprochene Buch kann als sehr gelungen bewertet werden und ist aus mehreren Gründen wichtig. Den Lesern, die der polnischen Sprache nicht mächtig sind, vermittelt es ein fundiertes Wissen über das politische Denken der polnischen Renaissance. Es kann, gerade auch mit seinem wertvollen Quellen- und Literaturverzeichnis, als nützlicher Ausgangspunkt für weitere Forschungen dienen. Es präsentiert polnischsprachige Quellen, wertet sie vor dem Hintergrund antiker und frühneuzeitlicher politischer und philosophischer Traktate und Abhandlungen aus und fügt so das polnische politische Denken in den Kontext der europäischen republikanischen Tradition ein.

Warszawa

Jacek Kordel

¹ Z. B. ANNA SUCHENI-GRABOWSKA: *Spory królów ze szlachtą w złotym wieku* [Die Konflikte zwischen den Königen und dem Adel im goldenen Zeitalter], Kraków 1988.

Schriftlichkeit im Preußenland. Hrsg. von Marie-Luise Heckmann und Jürgen Sarnowsky. (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Bd. 30.) fibre. Osnabrück 2020. 508 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-944870-70-0. (€ 58,-.)

Dieser relativ umfangreiche Band dokumentiert eine weitere der in letzter Zeit meist abwechselnd in Polen und Deutschland abgehaltenen Jahrestagungen der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. In diesem Fall handelt es sich um eine Konferenz, die vom 3. bis 5. Mai 2018 in der Berliner Staatsbibliothek stattfand. Die Konferenzen dieser Kommission sind jeweils einem konkreten Thema gewidmet, das 2018 „Gebrauch und Funktion handschriftlicher Überlieferung aus dem Preußenland“ lautete.

Diese Tagungsreihe und die daraus resultierenden Tagungsbände bieten ein sehr gutes Beispiel für die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen polnischen und deutschen Historikern seit den späten 1970er und frühen 1980er Jahren. Von Anfang an finden wir in den Bänden immer wieder Beiträge polnischer Historiker, zunächst der älteren Generation (Gerard Labuda, Marian Biskup, Sławomir Kalemka, Kazimierz Wajda), dann der jüngeren. Die „polnische Präsenz“ wird in dem vorliegenden Band besonders gut sichtbar. Von den 17 Autoren sind fast die Hälfte (acht) polnische Forscherinnen und Forscher, fünf davon vertreten die Nikolaus-Kopernikus-Universität in Thorn (Toruń), die anderen die Universitäten in Danzig (Gdańsk), Bromberg (Bydgoszcz) und Posen (Poznań). Die Anzahl der polnischen und insbesondere der in Thorn wirkenden Forscherinnen und Forscher hängt mit dem wissenschaftlichen Potenzial der genannten Hochschulen zusammen, aber auch mit der Tatsache, dass ein großer Teil der in diesem Band besprochenen Manuskripte in der Universitätsbibliothek in Thorn aufbewahrt wird und offenbar das wissenschaftliche Interesse der dortigen Forscher geweckt hat. Die deutschen Autoren des Bandes vertreten Berlin (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Staatsbibliothek zu Berlin und Freie Universität), Potsdam, Würzburg, Marburg und Hamburg. Auch der niederländische Historiker Dr. Rombert Stapel aus Amsterdam ist unter den Autoren.

Das Autorenteam des rezensierten Bandes besteht nicht nur aus Historikern, sondern auch aus Kunsthistorikern, Sprach- und Literaturwissenschaftlern. Gegenstand ihrer Überlegungen ist generell das, was die Grundlage der Arbeit eines Historikers ist – das geschriebene Wort, das in verschiedenen Texten und Manuskripten enthalten ist. Der Titel des Buches ist allgemein formuliert. Die Konzeption wird im Geleitwort von einem der Hrsg., Jürgen Sarnowsky, sowie ausführlicher von ihm sowie der zweiten Hrsg. Marie-Luise Heckmann in der Einführung vorgestellt, kommt vor allem aber auch in der Struktur des Buches zum Ausdruck. Der zweistufige Aufbau der Einführungstexte ist der Tatsache geschuldet, dass der Band nicht nur die Tagung dokumentiert, sondern auch dem 65. Geburtstag von Dieter Heckmann, Archivar am Geheimen Staatsarchiv und versierter Herausgeber historischer Quellen aus dem spätmittelalterlichen Preußen, gewidmet ist.

Quellen sind für verschiedene Zeiten und Regionen stets unterschiedlich gut erhalten. Die den Forschern zur Verfügung stehenden Texte bedürfen immer noch der intensiven Erschließung und Analyse, um aussagekräftig zu sein. Die Frage nach der Aussagefähigkeit wird im vorliegenden Band am Beispiel „einer bedeutenden europäischen Region, des historischen Preußens“ – so Sarnowsky (S. 9) – sowohl zur Zeit der Herrschaft des Deutschen Ordens als auch für das „frühe königliche und herzogliche Preußen (1230–1618)“ gestellt.

Die Probleme der Schriftlichkeit für diese Region und Zeit mussten selbstverständlich auf ausgewählte Aspekte beschränkt werden, die jedoch – den Hrsg. zufolge – von der Vielfalt der schriftlichen Überlieferung zeugen. Allgemeine Fragen werden im ersten Teil des Bandes („Typen der Schriftlichkeit“) erörtert. Zuerst stellt Sarnowsky die wichtigsten Probleme der Schriftlichkeit und Überlieferungsbildung im Ordensland sowie im Königlichen Preußen und Herzogtum Preußen vor, wobei seine Ausführungen nicht über die ersten Jahrzehnte des 16. Jh. hinausgehen. Ralf M. Päsler gibt in seinem Artikel einen

Überblick über die „literarischen“ deutschsprachigen Handschriften des Deutschen Ordens in Preußen.

Die nächsten Teile befassen sich mit spezifischeren und konkreter ausformulierten Fragestellungen. Der Abschnitt „Ausdrucksformen der Frömmigkeit“ enthält vier Texte von fünf Autoren (Anette Löffler; Piotr Oliński, Miłosz Sosnowski; Marta Czyżak und Monika Jakubek-Raczkowska). Aufgrund der in der Sammlungen der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften, der Diözesanbibliothek Pelplin und des Geheimen Staatsarchivs aufbewahrten liturgischen Handschriften des Deutschen Ordens in Preußen analysiert Löffler die Sozialstruktur von Stiftern, Schreibern (und sogar Buchbindern), Empfängern und Nutzern dieser Werke. Die weiteren Beiträge sind bereits konkreten Handschriften (in zwei Fällen, bei Oliński sowie Czyżak und Jakubek-Raczkowska, in der Universitätsbibliothek in Thorn aufbewahrten) bzw. konkreten Fragen (Möglichkeiten und Grenzen der Interpretation liturgischer Handschriften bei Oliński, der lateinischen Quelle der Adalbert-Vita des Nikolaus von Jeroschin bei Sosnowski oder der *Devotio moderna* im Ordensland Preußen bei Czyżak und Jakubek-Raczkowska) gewidmet.

Zwei Beiträge bilden den daran anschließenden Abschnitt „Kanzleigeschichte“. Die Erörterungen von Johannes Götz betreffen die preußischen Handschriften der Statuten des Deutschen Ordens. Dieter Heckmann befasst sich mit dem „Kulmer Privilegienbuch“ (1431–1456) und analysiert die Teilnahme der Kulmer Stadschreiber Konrad Bitschin und Jakob Schönsee an der Entstehung dieses Werkes. Im Anhang des Beitrags wird der Inhalt des Privilegienbuchs zusammengefasst.

Der nächste Teil ist mit vier Beiträgen wieder etwas umfangreicher und trägt den Titel „Historiographie und Erinnerung“. Weiter als die übrigen Abschnitte greift er auch in die Frühe Neuzeit vor. Von diesen vier Texten betrifft einer (von Rombert Stapel) die so genannte „Jüngere Hochmeisterchronik“, die vor dem Hintergrund der kulturellen Beziehungen zwischen dem Ordensland Preußen und den Zentren des Deutschen Ordens in Westeuropa dargestellt wird. Drei weitere Beiträge beziehen sich auf die Geschichtsschreibung in Danzig im 16. und sogar 17. Jh. Davon sind zwei Texte mit der Person des aus Warschau stammenden Danziger Chronisten Stenzel Bornbach (1530–1597) verbunden. Julia Możdżeń stellt einen der von Bornbach verwendeten und überlieferten Texte aus dem 15. Jh. vor, nämlich das Geschäftsbuch des Danziger Schiffers Caspar Weinreich, während Marie-Luise Heckmann die formale Einordnung von Bornbachs historiografischem Schaffen am Beispiel seines Werkes *Historia vom Aufruhr in Danzig und seiner Beruhigung durch den König von Polen* reflektiert. Der letzte Text in diesem Teil (von Ansgar Holtmann) zeigt am Beispiel von Heinrich von Redens *Kronica der Preußen* die Fluktuation und Rezeption von Werken der bürgerlichen Geschichtsschreibung in der Frühen Neuzeit.

Der letzte Abschnitt ist „Umgang mit der Überlieferung“ betitelt. Krzysztof Kwiatkowski und Emilia Kubicka analysieren detailliert Konrad Gesselens Übersetzung der Chronik Wigands von Marburg ins Deutsche. Sławomir Zonenberg untersucht die handschriftlichen Grundlagen der Chronik von Simon Grunau im Kontext der Edition des 19. Jh. und spricht sich für eine neue Bearbeitung und Edition dieses wichtigen Werkes der preußischen Geschichtsschreibung aus, das 1517–1521 entstanden ist, also zu einer Zeit, die einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte des Landes darstellt.

Am Ende dieses Abschnitts und des Buches stehen zwei Texte zu preußischen Handschriften als Teil der Sammlung *Manuscripta borussica* in der Staatsbibliothek zu Berlin. Nach der Besprechung der Geschichte dieser Sammlung (Eef Overgaauw) folgt ein umfangreiches, fast 100 Seiten und über 100 Positionen umfassendes Inventar der Handschriften mit Bezug zum Ordensland und zum Herzogtum Preußen, zusammengestellt von Marie-Luise Heckmann und Sarah Knothe.

Man könnte sagen, dass dieses zuletzt genannte Material den gesamten Band sehr gut charakterisiert und zusammenfasst. Das Werk kann kaum als „normaler“ Tagungsband betrachtet werden kann. Die in der Regel umfangreichen und akribisch aufbereiteten Artikel

stellen hervorragende Studien zu den aufgegriffenen Themen dar und sind somit bestens geeignet als Einführungen für weitere Forschungen, die sich mit den bedeutenden Textsammlungen und Werken aus Preußen im Spätmittelalter sowie in der Frühen Neuzeit befassen.

Toruń

Bogusław Dybaś

Yuta Kikuchi: Hamburgs Ostsee- und Mitteleuropahandel 1600–1800. Warenaustausch und Hinterlandnetzwerke. (Wirtschafts- und Sozialhistorische Studien, Bd. 20.) Böhlau. Köln u. a. 2018. 426 S., 13 Ill., 59 Tab. ISBN 978-3-412-50055-9. (€ 65,-.)

In vier Kapiteln untersucht diese Dissertation Hamburgs Wirtschaftsbeziehungen in den Ostseeraum und nach Mitteleuropa im 17. und 18. Jh. Ihre Schwerpunkte liegen auf den Wechselbeziehungen dieser Gebiete mit der Nordsee- und Atlantikwirtschaft über den hamburgischen Markt. Dazu werden Hamburgs Ostseehandel (III.) und der Warenumschlag der Stadt im kontinentaleuropäischen Handelsverkehr (IV.) anhand von verschiedenen, vor allem seriellen Handelsquellen untersucht. Neben der geografischen Gliederung unterteilen die Kapitel sich chronologisch und behandeln Entwicklungen jeweils vor und in der „Atlantikzeit“ (18. Jh., vgl. z. B. S. 172). Der Anhang versammelt eine Quellenkritik zu den genutzten Hamburger Land- und Elbzollbüchern, zu den Esslinger Elbzoll-, Landzoll- und Fährgeldregistern und den Kontenbüchern des Admiraltätskollegiums. Weiterhin werden Tabellen zu Wohnorten von Schiffen im Ostseehandel im 17. Jh. und Aufstellungen zum Warenverkehr auf der Elbe nach Dresden bzw. Pirna im 18. Jh. gegeben. Auch Transkriptionen von Archivquellen und zuletzt eine Karte finden sich im Anhang. Ein Personen- und Ortsregister ergänzen den Band.

Yuta Kikuchi will im Wesentlichen zeigen, dass Hamburg nicht nur weiterhin in nennenswertem Umfang in den Handel mit der Ostsee und dem mitteleuropäischen Raum eingebunden war, sondern auch die Funktion eines bedeutenden Zwischenhandelsplatzes innehatte, an dem insbesondere auswärtige Kaufleute (einzeln und in Gruppen) aktiv waren und der sich im Laufe des 18. Jh. als *porto transito* mit Zollfreiheit im Transithandel etablierte. Der Vf. arbeitet heraus, dass über Hamburg – ausgehend von einem bestehenden Austauschsystem – englische Tuche in den Ostseeraum und nach Mitteleuropa abgesetzt wurden. Vor allem aber war die Stadt im 18. Jh. Zwischenhandelsplatz im Vertrieb von Kolonialwaren dorthin. Für den westwärts gehenden und nicht zuletzt den Atlantikhandel stellten mitteleuropäische Märkte bzw. das weitere Hinterland der Stadt insbesondere Leinwand bereit, die in ihrer Bedeutung als Austauschware für Kolonial- und andere Waren kaum überschätzt werden kann. Aber auch ungarisches Kupfer, Holz, Getreide u. a. nennt K. als westwärts über Hamburg gehandelte Waren. So wurde der Atlantikhandel mit dem Ostseeraum und Zentraleuropa über Hamburg zu einem Austauschsystem verknüpft, in dem wenige Produkte hervorstechen, das sich darüber hinaus aber als vielfältiger Warenaustausch in einem weit verzweigten Märktenetzwerk erweist. Der kurze, etwas isoliert stehende, letzte Teil der Arbeit zu „Betrieb und Praxis“ (V.) widmet sich schließlich der Frage, welche Faktoren die Entwicklung Hamburgs als Transithandelsplatz beeinflussten bzw. wie dieser Transithandel funktionierte.

Basierend auf der breiten Auswertung auch verschiedener unveröffentlichter serieller Quellen (mit ihren jeweils eigenen Problemen) kann der Vf. zeigen, dass die alten Handelsbeziehungen in den Ostseeraum bzw. bis in den mitteleuropäischen Raum in das frühneuzeitliche Nordsee- und Atlantikhandelssystem der Stadt eingebunden wurden. Hervorzuheben ist die Charakterisierung Hamburgs als „internationaler Vermittlungshafen“ (S. 149). Dabei werden die Bedingungen der Sunddurchfahrt (vor allem der Sundzoll), die Entwicklung der Stadt selbst als *porto transito* mit abgabenbefreitem Transithandel, weiter die engen, dabei auch ambivalenten Handelsbeziehungen zu Lübeck und die Bedeutung von Lüneburg und Lauenburg als für Hamburgs Handelssystem wichtige Faktoren herausgestellt. Bei der detaillierten Vorstellung der Akteure, Waren und Märktebeziehungen wird

weiterhin dem Thema des Strukturwandels bei kaum veränderten geografischen Rahmenbedingungen besonderes Augenmerk geschenkt. Gemeint ist damit aber vor allem der Effekt, den die expandierende Atlantikwirtschaft Hamburgs ab 1730 auf die Beziehungen zum Ostseeraum und nach Mitteleuropa hatte. Bei diesem Strukturwandel spielten, wie der Vf. ausführt, auch der Dreißigjährige Krieg bzw. die dadurch verursachte Ausbreitung von Kolonialwarenkonsum, der Aufschwung im Handel mit schlesischer Leinwand ab 1670 sowie auch die preußische Wirtschaftspolitik eine Rolle.

Wie funktionierte Hamburgs Handel in den Ostsee- und mitteleuropäischen Raum? Diese Frage der Arbeit wird von Y. in zahlreichen Details beantwortet. Wünschenswert wäre verschiedentlich eine besser nachvollziehbare Rückführung der Beobachtungen auf die großen Themen des Bandes – vor allem Hamburg als spezialisierter Transithandelsplatz in dem durch den Atlantikhandel verursachten Strukturwandel – gewesen. Ausführungen etwa zum so wichtigen Leinenhandel sind teilweise redundant, und die Leserin fragt sich, ob eine fokussierte Behandlung dieses und anderer zentraler Handelsbereiche nicht dem Anliegen des Bandes zuträglicher gewesen wäre. Auf die Frage, ob der Ostseeraum im europäischen Wirtschaftssystem wirklich an Bedeutung für die zentralen Märkte und namentlich für Hamburg verloren hat, wird im knapp zusammenfassenden Schlussteil keine klare Antwort gegeben.

Insgesamt aber sind Gegenstand und Erkenntnisse der Arbeit, das vielseitige, oft unveröffentlichte Quellenmaterial und die gemischt quantitativ-qualitative Auswertung aufschlussreich. Der Band trägt dazu bei, Hamburg in seiner Wirtschaft(spolitik) des 17. und 18. Jh. umfassender wahrzunehmen sowie die fortbestehenden Wirtschaftsbeziehungen der Stadt mit dem Ostsee- und zentraleuropäischen Raum konkreter zu fassen und auch ihre Bedeutung für den Atlantikhandel zu würdigen.

Lübeck

Angela Huang

Joseph Wälzholz: Der asoziale Aufklärer. Salomon Maimons „Lebensgeschichte“. Wallstein Verlag. Göttingen 2016. 189 S. ISBN 978-3-8353-1893-9. (€ 29,90.)

Joseph Wälzholz ist zu beneiden. Er durfte sich in seiner literaturwissenschaftlichen Doktorarbeit mit einer Autobiografie befassen, die zu den furiosesten Texten gehört, die das an furiosen Texten doch reiche 18. Jh. hervorbrachte. Die erstmals 1792 und 1793 von Karl Philipp Moritz (1756–1793) hrsg. Lebensgeschichte Salomon Maimons (1754–1800) erfreut sich bis heute weltweiter Popularität, wie neuere Übersetzungen ins Polnische (2007), Hebräische (2009), Russische (2016) und Englische (2019) belegen. Neben den *Confessions* des Jean Jacques Rousseau (1782), Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* (1785–1790), Goethes *Dichtung und Wahrheit* (1811–1833), Casanovas *Histoire de ma vie* (1822–1838) oder auch Chateaubriands *Mémoires d'Outre-Tombe* (1849–1850) dürfte die *Lebensgeschichte* zu den populärsten autobiografischen Texten überhaupt gehören.

Der als Shlomo ben Joshua Heiman bei Mir im heutigen Belarus geborene Verfasser ist auch dank seiner Lebensgeschichte unter dem Namen Salomon Maimon bekannt. Er legte sich diesen Namen selbst zu, um damit seine Verehrung des einflussreichen arabischen Universalgelehrten und jüdischen Rechtslehrers Maimonides (1135 bzw. 1138–1204) auszudrücken. Maimon gilt als *enfant terrible* der Berliner Aufklärung, der in Moses Mendelsohns Haus verkehrte und Kant „verbesserte“. Seine „Lebensgeschichte“ wurde von Goethe und Schiller diskutiert. Doch verbrachte Maimon die letzten Jahre seines Lebens in sozialer Isolation im Haushalt seines Gönners Hans Wilhelm Adolf von Kalckreuth (1766–1830). Er starb ohne ehrenvolles Begräbnis; sein ursprünglicher Grabstein ist verschollen. Sein Tod löste nur wenig Aufsehen unter seinen ehemaligen Gefährten aus.

Bereits im Titel wird Salomon Maimon von W. als „asozialer Aufklärer“ charakterisiert. Ob die so angedeutete Spannung zwischen Lebensführung und Denkhorizont nun aus dem besonderen Charakter des Biografierten, den Umständen seines sozialen Aufstiegs, die einem Sich-Losreißen gleichkamen, oder aus dem Zwiespalt zwischen Theorie und

Praxis der Aufklärung als solcher resultierte, sei dahingestellt. Dies ist nicht die Frage des Vf. Vielmehr plädiert W. – wie vor ihm bereits etwas verhaltener Gideon Freudenthal – für eine integrale Lesart der *Lebensgeschichte* des Salomon Maimon.¹ Sein Buch liefert denn auch weitere Argumente für eine neue Interpretation von Maimons Biografie. Ein großer Vorteil der etwa 200-seitigen Schrift, die in der Auseinandersetzung mit der bisherigen Maimon-Editorik² stellenweise polemischen Charakter annimmt, ist die frische Art der Darstellung, welche die rhetorische Zuspitzung nicht scheut und sich gerade dadurch sehr flüssig liest.

Auf ein Problem der Beschäftigung mit der Person und dem Werk Salomon Maimons weist W. bereits in der Einleitung hin: Es fehlt an einer kritischen Edition dieses ebenso kühnen wie inspirierenden Textes, der als erste moderne Autobiografie aus jüdischer Feder gelten kann. Das kann auch nicht durch die elektronische Zugänglichkeit der Erstausgabe (1792 und 1793) sowie der Erstveröffentlichung in den *Blättern zur Erfahrungsseelenkunde* (Band 9) wettgemacht werden.³ Neben der bis heute andauernden buchstäblichen Verstümmelung des Textes der *Lebensgeschichte* stellt auch die mangelnde Kenntnis sämtlicher für die Kontextualisierung heranzuziehender Sprachen ein Hindernis für die Rezeption dar. Die Historisierung der unter den jüdischen Aufklärern Osteuropas verbreiteten Mehrsprachigkeit, die sich auch in verschiedenen Versionen ein und desselben Textes in verschiedenen Sprachen ausdrückte, hat gerade erst begonnen. Insofern sich Maimons Schrift an Juden und Christen zugleich richtete, wie überhaupt an alle „aufgeklärt seyn wollenden“ Leser, steht sie auch am Beginn einer über hundertjährigen Tradition autobiografischen Schreibens von Jüdinnen und Juden, die sowohl in nichtjüdischer als auch in jüdischer Gesellschaft versuchten sich Stimme und Gehör zu verschaffen. Eine entscheidende Rolle für diese Darstellungen spielte insbesondere die Schilderung des mühsamen Bildungswegs, der auch lange nach Maimon noch oft von Ost nach West führen sollte und damit die sprichwörtlichen „Ghettomauern“ überwand. Vordergründig einte das Ideal des Ausgangs aus der Unmündigkeit seit den Tagen Kants „Vernunftchristen“ und „Vernunftjuden“.

Freilich fiel die Rezeption der „Lebensgeschichte“ in christlichen und jüdischen Kreisen recht unterschiedlich aus. Aus christlicher Sicht erwies sich gerade an den Juden die Stärke der Aufklärung, und Maimons Autobiografie schien die kulturelle Ausstrahlung von Orten wie Berlin zu bestätigen. Dass es sich bei der Bildungsmigration von Maimon um

¹ GIDEON FREUDENTHAL: Die Autarkie des Salomon Maimon, in: LARS LAMBRECHT, EVA-MARIA TSCHURENEV (Hrsg.): *Geschichtliche Welt und menschliches Wesen. Beiträge zum Bedenken der conditio humana in der europäischen Geistesgeschichte*, Frankfurt am Main 1994, S. 15–35; DERS.: Interkultureller Kommentar als Methode systematischen Philosophierens bei Salomon Maimon, in: *Aschkenas – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 18/19 (2008/09), 2, S. 529–544.

² ZWI BATSCHA (Hrsg.): *Salomon Maimons Lebensgeschichte*. Von ihm selbst geschrieben und hrsg. von KARL PHILIPP MORITZ, Frankfurt am Main 1984; OCTAVIA WINKLER (Hrsg.): *Salomon Maimons Lebensgeschichte*. Von ihm selbst geschrieben, Berlin 1988.

³ Karl Philipp Moritz (1756–1793) gab die Vierteljahresschrift *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ* [Erkenne Dich selbst!] oder *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte* gemeinsam mit Salomon Maimon heraus. Nicht zufällig erschienen einige autobiografische Texte Maimons unter dem Titel „Fragmente aus Ben Josua's Lebensgeschichte“ in diesem ersten psychologischen Journal in deutscher Sprache. Sowohl Karl Philipp Moritz („Anton Reiser“) als auch Salomon Maimon („Ben Josua“) legten damit pietistisch inspirierte Bekehrungs-Autobiografien vor, die leicht verfremdet ihren jeweiligen Ausgang aus jener Unmündigkeit schilderten, in die sie durch Geburt, Familie bzw. Verhaftung in einem bestimmten sozialen Milieu geraten waren.

ein Muster handelte, das noch etwa ein Jahrhundert andauern sollte, belegen die Bezeichnungen „Berliner“ oder „tatysh“, die im jüdischen Osteuropa für Aufklärer noch ein Jahrhundert nach Maimon im Schwange waren. Jüdischerseits war die Rezeption von Maimons *Lebensgeschichte* gespalten, wenn sie denn überhaupt erfolgte. Noch Jakob Fromer (1865–1938) erblickte in seinem Vorwort zur 1911 erschienenen Neuausgabe der *Lebensgeschichte* in Maimons Autobiografie vor allem eine ethnografische Quelle ersten Ranges. Bis heute erscheinen wissenschaftliche Abhandlungen zur Darstellung des Chassidismus bei Maimon. Andererseits wurde und wird Maimon als Kronzeuge der mangelnden Inklusionsbereitschaft der christlichen wie der post-christlichen Gesellschaft gelesen. Diese Lesart will in ihm einen Vorfahren eines säkularen jüdischen Nationsverständnisses sehen.

W. liefert vor allem eine fulminante wissens- wie wissenschaftshistorische Kritik der Rezeptionsgeschichte der Maimonschen Autobiografie. Dabei konzentriert er sich auf zwei Aspekte. Er plädiert erstens für mehr Quellentreue bei der Rezeption. W. hält es für unhistorisch, die erzählenden Aspekte des autobiografischen Textes einseitig zu privilegieren und die philosophischen Abschnitte schlicht wegzulassen oder als Exkurse auszulagern, wie dies verschiedene Editionen getan haben. Nimmt man den Gedanken des „Coalitions-systems“ verschiedener Textsorten ernst, wie ihn Maimon selbst formuliert hat, und wendet ihn – wie W. vorschlägt – auf die „Lebensgeschichte“ Maimons an, so ergibt sich, dass die Leser:innen sich selbst auf die Suche nach der Schnittmenge von Reisebericht, soziologischer Abhandlung, Bildungsroman, Drama, Pikaeske und philosophischem Traktat begeben müssen, die Maimons *Lebensgeschichte* in Summe darstellt. Zweitens rettet W. Maimons Text vor den Fehldeutungen seiner Zeit, die bedauerlicherweise bis heute andauern. Maimon als Kritiker jüdischer Orthopraxie und Orthodoxie sei kein zum Selbsthass neigender jüdischer Antisemit, vielmehr habe Maimon die instrumentalisierte Deutung des Christentums als Vernunftreligion humorvoll und höchst ironisch enttarnt und verdeckte wie offene Konversionsforderungen an die Juden zurückgewiesen. *En passant* sammelt W. Belege für die Annahme, Kant habe sich in einigen seiner Äußerungen zum Judentum von Maimons *Lebensgeschichte* anregen lassen. Im Gegensatz zu Kant habe Maimon aber im Judentum die moralischere und „vernünftiger“ Religion gesehen.

W. erkennt das Strukturprinzip der Maimonschen *Lebensgeschichte* im Aufzeigen der Unauflösbarkeit des Widerspruchs zwischen Religion und Vernunft, der Maimons Leben prägte und der ihn letzten Endes zum „asozialen“ Aufklärer werden ließ. Ein noch sorgfältigeres Lektorat hätte die zu vernachlässigenden Fehler in den bibliografischen Angaben („Miething“ statt „Miethling“, passim) erkennen müssen. W. ist eine trotz aller Maimon-Philologie erhellende Würdigung des Denkens und insbesondere des autobiografischen Schreibens Shlomo ben Joshua Heimans / Salomo Maimons gelungen, die jeder Leserin und jedem Leser der *Lebensgeschichte* an die Hand gegeben sei. Osteuropahistoriker:innen profitieren von dieser Darstellung ebenso wie Philosoph:innen mit Interesse für das 18. Jh.

Basel

Alexis Hofmeister

Petro Andreas Nungovitch: Here All Is Poland. A Pantheonic History of Wawel, 1787–2010. Lexington Books. Lanham 2019. XXX, 315 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-4985-6912-5. (£ 88,-)

Die Handlung des Buches beginnt im Jahre 2010, als der gerade in Krakau die polnische Sprache erlernende Autor aus dem Fenster seiner Sprachschule dem Begräbnis von Maria und Lech Kaczyński beiwohnte. Die kontrovers geführten Diskussionen um diese Bestattung und ihr gigantisches Ausmaß lassen Petro Andreas Nungovitch die Frage nach den Traditionen von Beerdigungszeremonien auf dem Krakauer Schlosshügel „Wawel“ stellen. Da die Begräbnisse im Fokus des Buches stehen, wird die „lebensbejahende“ Dimension des Wawel-Hügels, z. B. des königlichen Schlosses, nur gestreift. Die Geschichte der lokalen Begräbniskunst ist allerdings sehr lebendig geschrieben, sie soll nicht nur dem Fachpublikum, sondern auch einem geschichtsinteressierten Laien zugänglich ge-

macht werden. Der Vf. wertet vor allem polnisch- und englischsprachige Literatur aus, das Buch ist einem Krakauer Historiker gewidmet, der einen ähnlich popularisierenden Ansatz verfolgte: Michał Rożek.

N.s Erzählung beginnt mit der „Royalness“ des Hügels, die seit jeher ihren Ausdruck in den Zeremonien gefunden hat, die in der Kathedrale stattfanden: Hier wurden polnische Könige gesalbt, und hier haben sie mehrheitlich ihre letzte Ruhestätte gefunden. Als es keinem polnischen Staat und somit auch keine polnischen Könige mehr gegeben habe (diese Aussage ist ungenau, denn sowohl russische als auch österreichische Herrscher führten entsprechende Titel, allerdings hatten sie ihre eigenen traditionsreichen Begräbnisstätten), griff man zu Beginn des 19. Jh. auf zwei verdienstvolle Militärhelden – Józef Poniatowski und Tadeusz Kościuszko – zurück, um sie hier ehrenvoll zu bestatten (1817 und 1818). Mit diesen Begräbnissen ließen sich die traditionellen Zeremonien weiter fortschreiben. Danach verging ein „ereignisloses“ halbes Jahrhundert, bis man in der Kathedrale durch Zufall auf die Überreste eines beliebten Königs aus dem 14. Jh., Kazimierz Wielki, stieß und ihm 1869 eine zweite feierliche Bestattung gewährte. 1890 folgte das Begräbnis eines „spirituellen Königs“, d. h. des Schöpfers der polnischen Romantik, Adam Mickiewicz, der 1855 in Paris beerdigt worden war. Das eigentlich angestrebte Begräbnis des zweiten großen Vertreters der Romantik, Juliusz Słowacki, scheiterte am Widerstand des Krakauer Bischofs.

Für die minder wichtigen Kulturschaffenden wurde eine zusätzliche Nekropole in der Kirche „Auf dem Felsen“ (na Skalce) eröffnet und später die Errichtung einer weiteren in der Peter-und-Paul-Kirche in der ul. Grodzka erwogen. In der Zweiten Polnischen Republik machte sich auch Józef Piłsudski 1927 für ein Wawel-Begräbnis Słowackis stark. Schließlich wurde Piłsudski selbst, als Militärheld und Wiederrichter des polnischen Staates, auf dem Wawel beigesetzt (1935), wobei man den Marschall in die romantische Tradition einreichte. Dies sollte, so legte es die kirchliche Verwaltung fest, der letzte Leichnam in der überfüllten Nekropole werden. Im Volkspolen hat man lediglich – in stiller Form – das zweite Begräbnis von Kazimierz Jagiellończyk (gest. 1492) und seiner Frau Elżbieta Rakuszanka (gest. 1505) begangen (1973). Einflussreiche Kreise aus Exil und Militär versuchten zudem, den bei einem Flugzeugabsturz vor Gibraltar getöteten ehemaligen Konkurrenten von Piłsudski, General Władysław Sikorski, auf dem Wawel zu bestatten, was jedoch in der Volksrepublik Polen scheiterte und erst 1993, in der neoliberalen Transformationsphase, realisiert werden konnte. Und wieder verging einige Zeit, bis 2010 die alten Begräbnis Traditionen des bei der Katastrophe von Smolensk umgekommenen Staatspräsidentenpaares, Maria und Lech Kaczyński, belebt wurden.

Die Bestattungen markieren eine Entwicklung der Nekropole auf dem Wawel von königlichen Ruhestätten hin zu einem nationalen Pantheon. N. kreiert den Begriff „Wawelisierung“ („wawelisation“, S. 34–37), womit er den von unterschiedlichen Akteuren geführten Aushandlungsprozess darüber meint, warum, wo und wie ein Verstorbener auf dem Wawel begraben werden soll. Dieser Diskurs spiegelt in seiner Interpretation ein elitäres Programm wider, zu dem sowohl säkulare als auch kirchliche Eliten beitragen würden. Eine Umfrage aus dem Jahr 1979 lässt an einer breiten Resonanz dieser Prozesse zweifeln: Trotz des ungeheuren diskursiven und feierlichen Aufwandes kannte die Öffentlichkeit demnach nur wenige Namen von „Wawelisierten“ (S. 223 f.).

Die Wawel-Begräbnisse bilden die Ereignisachse, die N. in hervorragender Weise in die jeweiligen Kontexte einbettet. Anekdotisch und lebendig erzählt der Vf. die Geschehnisse rund um die Bestattungen, stellt die Akteure und ihre Motive vor. Er gibt sowohl den Wawel-Besuchern als auch den Wawel-Erforschern eine Stimme; zitiert alte Chroniken und Legenden, aus denen diese geschöpft haben. N. bespricht detailliert und interpretiert literarische Werke und Theaterstücke, in denen die Nekropole eine Rolle spielt, und entschlüsselt die ihr zugeschriebenen Bedeutungen. Wenig Aufmerksamkeit schenkt er dagegen den bildenden Künsten, in denen der Wawel des Öfteren imaginiert wurde. Er rekonstruiert Planungen und Konzepte für die Nekropole, wobei deutlich wird, dass sich diese „ewige“ letzte Ruhestätte im ständigen Wandel befand (und befindet?): Die Gräber wurden

renoviert und nach zeitgenössischen Konzepten verlagert und neu geordnet, wobei innerhalb der so gebildeten Ordnungen unterschiedliche Hierarchien galten. Interessant ist, dass man dabei unterschiedliche Gegenstände entfernt und, seltener, hinzugefügt hat, je nachdem, welchem Ziel die Verstorbenen gerade dienen mussten. In knapper Form stellt der Vf. andere Stätten auf polnischem Territorium vor, wo das „polnische Gedächtnis“ an die Geschichte der eigenen Nation bewahrt werden sollte. Zu fragen wäre allerdings, ob es nicht auch in anderen Ländern (Mittel-)Europas ähnliche Stätten gab bzw. gibt, die N. mit dem Wawel in Zusammenhang hätte stellen können.

Nicht ganz im Sinne des Vf. lese ich sein Buch eher wie einen Kriminal-, zeitweise wie einen Horrorroman (wenn z. B. diverse Leichenteile aus den Gräbern entfernt werden). Es ist gut dafür geeignet, das Interesse an (Osteuropäischer) Geschichte zu wecken und über mehr als 300 Seiten aufrechtzuerhalten. Das Werk ist erfrischend und dabei informativ geschrieben. Amüsant erscheinen die in der Zusammenfassung unternommenen Versuche, die Begräbnisse nach unterschiedlichen Modi zu ordnen. Irritierend wirkt indessen die schlampig zusammengestellte Bibliografie, die die im Text aufgeführten Werke nur unvollständig erfasst.

Rostock

Hanna Kozinska-Witt

Alexander Maxwell: Everyday Nationalism in Hungary 1789-1867. De Gruyter. Berlin – Boston 2019. 258 S. ISBN 978-3-11063411-2. (€ 89,95.)

Das Buch untersucht die Frühformen des Nationalismus in Ungarn, und sein eigentlich innovativer Beitrag liegt in der Auswahl seiner Untersuchungsobjekte: die landwirtschaftlichen Produkte Tabak und Wein sowie die soziologisch-anthropologischen Aspekte „Schnurrbart“, „Kleidung“ und „Heirat“. Der Buchtitel ist jedoch irreführend, da es nicht um alltägliche Praktiken geht, sondern ganz einfach um das Phänomen einer eingebildeten, konstruierten Nationsbildung mittels bestimmter Randerscheinungen, die – obwohl an und für sich sehr interessant – bis jetzt in der Nationalismusforschung nur wenig Widerhall gefunden haben. Die theoretischen Grundlagen der Arbeit werden in den beiden ersten Kapiteln etwas langatmig dargestellt: Alexander Maxwell weist sich als Anhänger von Rogers Brubaker, dessen Werke ihm als Leitfaden dienen. Leider sind sie für den Zeitraum 1789–1867 nicht relevant, daher ist das erste Kapitel eher eine Akkumulation von Referenzen, die anekdotisch und naiv erscheinen. Methodisch ist das Buch an anderen Stellen geradezu mangelhaft, was bei einem derart renommierten Verlag überrascht, so findet sich z. B. keine Bibliografie.

Der Vf. versucht, einen Nationalismus *from below* für einen Zeitpunkt zu formulieren, als er noch gar nicht existiert hat. Erst während der Revolution und des Unabhängigkeitskriegs 1848/49 kann man von einem neuen, von breiten Bevölkerungsschichten getragenen Nationalismus in Ungarn sprechen. Dabei offenbart der Autor Wissenslücken: Die sich während des Vormärz verstärkende Assimilation der Deutschen und Juden kommt bei ihm kaum vor, obwohl zahlreiche deutschsprachige Publikationen aller Art jene Assimilation forderten. Dass selbst der Revolutionär Sándor Petöfi einer assimilierten Familie entstammte, bleibt unerwähnt. Die meisten Unternehmer, die im Vormärz die ungarische Wirtschaft steuerten, waren keine Ungarn. Festzuhalten wäre, dass der Palatin Erzherzog Josef (1776–1847) eigentlich der erste einen Schnurrbart tragende Habsburger in Budapest gewesen ist. Dass Josef die ungarische Entwicklung nachhaltig unterstützte, hätte zumindest eine Fußnote verdient; ohne ihn würden die ungarischen Reformen noch heute im Vorzimmer des Prinzen Metternich warten. Das permanente Fokussieren auf Ungarn führt außerdem zu ungenauen Schilderungen, vor allem über Serbien (S. 48) und Siebenbürgen (S. 231).

Mit der rechtlichen Lage Ungarns und seiner „Völker“ (die von Historikern eigentlich bevorzugte Terminologie „Volksstamm“ für Österreicher bzw. Ungarn findet keine Anwendung in entsprechender englischer Übersetzung; stets ist nur von „peoples“ die Rede)

kann man sich nur dann auseinandersetzen, wenn man zwischen Ländern, die bereits auf Phasen staatlicher Eigenständigkeit zurückblicken konnten (wie z. B. Ungarn und Kroatien), und solchen ohne entsprechende Erfahrungen (Slowenien und Slowakei) unterscheidet. M. diskutiert die Stellung der Nationalitäten (ohne ein anachronistischer Begriff), ohne diese Vorbedingung zu berücksichtigen. Ferner wird die österreichische Geschichtsschreibung über diese Themen völlig ignoriert zugunsten fast ausschließlich angelsächsischer Literatur. Generell hätte die Studie an vielen Stellen einer Kontextualisierung bedurft: Man kann z. B. für die 1840er Jahre nicht von „minority protection“ (S. 35) sprechen. Einige andere Ausdrücke deuten auf einen Mangel an Präzision bzw. Reflexion hin: Kossuth war kein „Diktator“ (S. 37); die Bemerkung M.s über die Feministen und die grundlegende Arbeit¹ von Susan Zimmermann, jene Bewegung „should not be exaggerated“ (S. 150), klingt nicht sehr wissenschaftlich. Bezüglich Frauen und Sexualität bringt der Vf. zwar die Idee der Brüderlichkeit vor, ohne aber die Korrelation mit Freimaurerei und Burschenschaften zu erwähnen. Viel ist von Ferenc Pulszky – dem inoffiziellen Gesandten der ungarischen Revolution in London und späteren Direktor des Nationalmuseums – sowie der patriotischen Dimension seiner Hochzeit die Rede, nicht aber von seiner späteren Funktion als Vorstand der ungarischen Großloge sowie seinem Philosemitismus. Viele wertvolle Arbeiten über das Verhältnis zwischen nationaler Bewegung und Frauen werden in den Fußnoten angeführt, aber M. fokussiert auf die Frage der Ehe, ohne näher auf die Rolle von Kindern einzugehen: Die Frauen sollten zum nationalen Erwachen beitragen, indem sie die Kinder in diesem Sinne, und vor allem in der Muttersprache, erzogen. Was aber war zu tun, wenn die Frau oder der Mann einer anderen Gruppe entstammte? Dieses Thema sowie Bildungsthemen dominierten die Debatte nach der Einführung der allgemeinen Schulpflicht in beiden Hälften der Monarchie, werden von M. aber vernachlässigt. Auch in komparativer Hinsicht ist die Arbeit nicht hinreichend durchdacht: Einblicke in die Lage in Böhmen und Mähren bzw. Galizien hätten sie sicherlich bereichert.

Eines von vielen grundlegenden Problemen des Österreichischen Kaiserreichs war das allgemeine Wahlrecht, dessen Einführung in jenen Jahren undenkbar erschien und die Mehrheit des Volkes, inklusive aller Frauen, vom politischen Leben ausschloss. Der Vf. spürt für die Zeit vor 1867 einem alltäglichen Nationalismus nach, den es erst um 1880 wirklich gegeben hat. Die Frage der Rezeption und Wahrnehmung jener Ideen und Praktiken stellt somit ein großes Problem dar. Für den Zeitraum, bevor es eine allgemeine Schulpflicht, Tagespresse, Theater oder Wahlkampagnen gab, ist es besonders schwierig, das nationale Bewusstsein in der breiten Bevölkerung zu messen. M. resümiert, dass seine Sujets (Tabak, Wein, Schnurrbart, Kleidung) nach 1867 kaum noch zum Vorschein gekommen seien, da sie dank dem Ausgleich nicht mehr konflikträchtig gewesen seien. Sie wurden aber durch andere – ungleich weniger anekdotische, aber gleichermaßen alltägliche – ersetzt: Unterricht und Sprache, die bekanntlich eine Magyarisierung und den entsprechenden Widerstand dagegen mit sich brachten.

Tabak, Wein, Nationaltracht (díszmagyar) und Schnurrbart haben tatsächlich zum Stereotyp des Magyaren in der Karikatur beigetragen, außer- wie innerhalb des Königreichs; zu betonen ist aber, dass in der österreichischen Presse jede dargestellte Gruppe anhand der jeweiligen Kopfbedeckung zu erkennen war und infolgedessen jeder auch sich selbst identifizieren konnte. Hinsichtlich der Kleidung übergeht M. leider die „ethnografische“ Welle jener Jahre, welche bald danach das Erscheinen der Enzyklopädie *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild* (das sog. „Kronprinzenwerk“) ermöglichte, also den Versuch, die Vielfalt der Trachten und nicht ihre nationale Aneignung zu betonen. Anlässlich seiner Besuche trug Kaiser Franz Joseph tatsächlich eine ungarische Uniform, aber er zog je nach Reiseziel unterschiedliche Regimentsröcke an. Stereotypisiert sind auch die untersuchten Reisebeschreibungen, die der Vf. nicht wirklich in Frage stellt: Die

¹ SUSAN ZIMMERMANN: *Die bessere Hälfte? Frauenbewegungen und Frauenbestrebungen im Ungarn der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918*, Wien – Budapest 1999.

Reisenden waren Geisel und Opfer ihrer Gesprächspartner, da sie – wenn überhaupt – nur Deutsch beherrschten und keine Möglichkeit hatten, die ihnen präsentierten Narrative zu prüfen bzw. miteinander zu vergleichen. Deswegen kamen sie oft nur mit Vertretern der Eliten ins Gespräch; ihre Beobachtungen und Bemerkungen wären unter diesem Vorbehalt zu analysieren.

In seiner Schlussbetrachtung spricht M. die Desiderata für weitere Forschungen an. Man kann ihm hier nur zustimmen und sich mehr Studien zum Thema des „banalen“ Nationalismus, erstmals formuliert von Michael Billig,² wünschen, da sie für das Habsburgerreich einen besonders hohen Ertrag versprechen. Die Frage, warum sich letztlich das Denken in einzelnen Nationalitäten durchgesetzt hat, wenn es doch so vielen Menschen gleichgültig war oder sie mehrere nationale Identitäten in sich vereinten, bleibt weiterhin zu untersuchen. Bei all seinen Fehlern, die sich bei einer Neuauflage beheben ließen, liefert M.s Buch dennoch eine unterhaltsame, zugleich stimulierende Lektüre.

Paris

Catherine Horel

² MICHAEL BILLIG: *Banal Nationalism*, London u. a. 1995.

Heidi Hein-Kircher: Lembergs „polnischen Charakter“ sichern. Kommunalpolitik in einer multiethnischen Stadt der Habsburgermonarchie zwischen 1861/62 und 1914. (Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, Bd. 21.) Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2020. 404 S., Ill. ISBN 978-3-515-12694-6. (€ 68,-)

Die Geschichte Lembergs wurde unterschiedlich verstanden und erzählt. Während einige Autoren den deutschen, polnischen, jüdischen oder ukrainischen Charakter der Stadt an der Poltwa betonten, widmeten andere ihr Interesse der Multikulturalität oder nationalen Konflikten in diesem zum Mythos verklärten Ort. Die Kommunalverwaltung spielte bei diesen Darstellungen mit Ausnahme von Łukasz Srokas Monografie über den Lemberger Stadtrat keine oder nur eine untergeordnete Rolle.¹ Heidi Hein-Kirchers lesenswertes Buch behebt dieses Desiderat. Die Autorin beweist, dass Kommunalpolitik gut dafür geeignet ist, sowohl die Komplexität einer multiethnischen Stadt als auch die Nationalitätenkonflikte zu analysieren.

Die Monografie, die als Habilitationsschrift an der Philipps-Universität Marburg verteidigt wurde, ist in fünf Kapitel unterteilt, denen eine interessante Einleitung vorausgeht und deren Ergebnisse in einem instruktiven Fazit zusammengefasst werden. Die wichtigste These der Arbeit, die H.-K. sehr gründlich überprüft, lautet, dass die Kommunalpolitik in Lemberg nach der Einführung der Gemeindeordnung 1861/62 und dem Ausgleich von 1867 von den polnischen Lokalpolitikern in Lemberg weitestgehend übernommen, kontrolliert und zur Polonisierung und Modernisierung der Stadt angewendet wurde. Da Lemberg in einem polnisch-ukrainischen Grenzgebiet lag und zu 30 Prozent von Juden bewohnt war, konnte die Polonisierung der Stadt nur auf Kosten der jüdischen und ukrainischen Bevölkerung erfolgen. Während Juden sich ab den 1880er Jahren an die polnische Kultur assimilierten, leisteten Ukrainer vehementen Widerstand und setzten dem polnischen Nationalismus ihren eigenen entgegen.

In der Einleitung präsentiert die Autorin den Forschungsstand sowie ihre methodologisch-konzeptionellen Zugänge und stellt den Aufbau der Studie vor. Sie hat sich dafür entschieden, die Kommunalpolitik mit den Begriffen „Modernisierung“ und „Sicherheit“ zu analysieren und entwickelt einen kulturorientierten Zugang zu kommunalpolitischen Diskursen. Dieser eignet sich gut, um herauszuarbeiten, welche Rolle Modernisierungs-

¹ ŁUKASZ SROKA: *Rada Miejska we Lwowie w okresie autonomii galicyjskiej 1870–1914. Studium o elicie władzy* [Der Stadtrat in Lemberg im Zeitraum der galizischen Autonomie 1870–1914. Studie über eine Machtelite], Kraków 2012.

prozesse und Sicherungsbestrebungen in Lemberg spielten und wie sie vor allem von polnischen Politikern eingesetzt wurden, um die Stadt zu polonisieren.

Im ersten Kapitel stellt H.-K. die Geschichte Lembergs vor. Dabei wird deutlich, dass die von dem ruthenischen Fürst Leo gegründete Stadt einerseits fast von Beginn an einen multiethnischen Charakter hatte. Andererseits war sie jahrhundertlang starken polnischen Einflüssen ausgesetzt, die dazu führten, dass sich ruthenische Adlige polonisierten und die polnische Kultur und Sprache mit „Vorherrschaft“ assoziiert wurden, obwohl in Galizien neben ruthenischen auch viele polnische Bauern lebten. Nach der Aufteilung Polen-Litauens 1772 und der Gründung der Provinz Galizien durch habsburgische Bürokraten wurde das Land auch von der deutschen Kultur geprägt. So war die Verwaltungssprache bis zum Ausgleich von 1867 Deutsch. Die dem Ausgleich vorausgegangene Einführung der habsburgischen Gemeindegesetzgebung 1861/62 markiert den Beginn der Studie.

Im zweiten Kapitel zeigt die Autorin, wie die neue Gemeindegesetzgebung polnischen Kommunalpolitikern den Weg dahin ebnete, die Stadtverwaltung zu polonisieren. Obwohl die Polonisierung aufgrund verschiedener imperialer Sicherheitsmechanismen nur langsam voranging, wurde sie sehr gründlich durchgeführt. Sie hatte zur Folge, dass die kommunale Gesetzgebung ins Polnisch übersetzt wurde, die Sitzungen des Stadtrats „ausschließlich in polnischer Sprache“ stattfanden, „das Eigentum der Stadt Lemberg“ als „ausschließlich christlich“ definiert wurde, Juden nicht mehr als 15 Sitze (20 Prozent aller Sitze) im Stadtrat zustanden und der Bürgermeister ein Christ sein musste. Diese Maßnahmen zielten vor allem darauf ab, die Beteiligung der Juden an der Kommunalpolitik zu regulieren. Die Ukrainer bzw. Ruthenen stellten für polnische Kommunalpolitiker wegen ihrer geringen Zahl in der Stadt und des Dreiklassenwahlrechts keine ernsthafte Gefahr dar. Die Polonisierung der Kommunalverwaltung wurde seitens der Polen als fortschrittlich und notwendig verstanden und dargestellt. Der Gedanke, dass sie andere ethnische Gruppen diskriminierte, wurde nicht zugelassen.

Damit diese spezifische Form der Kommunalverwaltung aufrechterhalten werden konnte, konzeptualisierten polnische Stadtpräsidenten wie Florian Ziemiałkowski, Michał Głowiński und Godzimir Małachowski mit Hilfe weiterer polnischer Kommunalpolitiker Bedrohungsszenarien. Diese wollten glaubhaft machen, dass die polnische Kultur sowohl von Ukrainern als Juden bedroht sei und es spezielle Maßnahmen erfordere, sie zu beschützen oder sogar zu retten. Da polnische Nationalisten in Lemberg ihre nationale Kultur mit der europäischen gleichstellten, erlangte die Rettung der polnischen Kultur in Lemberg absolute Priorität und spornte polnische Kommunalpolitiker auf Stadt-, Landes- und Reichsebene zu zahlreichen Kämpfen gegen Juden und Ukrainer an. Wenn sie Wahlen auf dem legalen Weg nicht gewinnen konnten, machten sie von Manipulationen Gebrauch, die sogar in der gesamten Monarchie und Kongresspolen bekannt waren. Die Etablierung der polnischen Vorherrschaft führte zu Konflikten mit der ukrainischen Bevölkerung und hatte Attentate, wie 1908 auf den Stadthalter Andrzej Potocki, zur Folge.

Im dritten Kapitel zeigt H.-K., dass außer Bedrohungsszenarien auch die Verschönerung und Modernisierung der Stadt dazu dienten, Lemberg zu polonisieren. Polnisch wurde dabei immer als schön, fortschrittlich und europäisch interpretiert bzw. die Verschönerung und Modernisierung der Stadt als Errungenschaften der polnischen Kultur verstanden. Zugleich wurde die Sicherung der europäischen Zivilisation in Lemberg und Galizien zu einer zentralen Aufgabe erkoren, weil die Stadt aus Sicht der polnischen Kommunalpolitik von Ukrainern umzingelt war. Dabei kam auch der Gedanke zustande, dass Lemberg die polnische Ersatzhauptstadt sei. Da Warschau in Kongresspolen lag, wo die Kommunalpolitik direkt dem Innenministerium in St. Petersburg unterstand und geschichtspolitische Arbeit kaum möglich war, erschien diese Idee in allen drei Teilungsgebieten als plausibel und wertete den Status Lembergs auf.

Die Bildungsinfrastrukturen in der Stadt werden im vierten Kapitel untersucht. Die Vf. stellt fest, dass auch auf diesem Gebiet der Stadtrat die Polonisierung vorantrieb. Obwohl H.-K. das Konzept der „nationale Indifferenz“ von Tara Zahra nicht aufgreift, zeigt sie

ähnlich wie die amerikanische Osteuropahistorikerin, dass Schulpolitik von zentraler Bedeutung war, um nationale Kultur an multiethnischen Orten zu stiften und Konflikte zu verbreitern. Die Errichtung von Universitäten und Technischen Hochschulen, die fast ausschließlich polnisch waren, verstärkten diesen Prozess. Zu der *mission civilisatrice* trug auch die Schaffung polnischer Kulturinstitutionen wie Theater, Bibliotheken, Museen und Gemäldegalerien, vor allem aber des Ossolineums, bei.

Im fünften Kapitel geht die Marburger Historikerin auf die städtische Geschichtspolitik und Selbstdarstellung ein. Diese eigneten sich besonders gut, um den Charakter einer Ersatzhauptstadt durch die Errichtung polnischer Nationaldenkmäler oder die Benennung von Straßen und Plätzen nach polnischen Königen und Künstlern zu demonstrieren. Die Geschichtspolitik polnischer Kommunalpolitiker war auch explizit gegen Ukrainer gerichtet, nach deren Persönlichkeiten nur wenig repräsentative Straßen am Stadtrand benannt wurden. Durch die Errichtung von Denkmälern für Könige wie Jan Sobieski, der Wien vor dem Osmanischen Reich verteidigt hatte, versuchten Lemberger Kommunalpolitiker auch eine Brücke zwischen der polnisch-nationalen und habsburgisch-imperialen Erinnerung zu schlagen. Juden wurden durch polnische Kommunalpolitiker in der Regel nur dann öffentlich erinnert, wenn sie, wie Berek Joselewicz, für die polnische Unabhängigkeit gegen die Imperien gekämpft hatten.

Zusammenfassend sollte betont werden, dass die Vf. eine instruktive Studie vorgelegt hat, die unbedingt ins Hebräische, Polnische und Ukrainische übersetzt werden sollte. Sie präsentiert nicht nur neue Erkenntnisse über die Geschichte der Stadt und Region, sondern zeigt auch, dass die Kommunalverwaltung eine vernachlässigte und wichtige Ebene der europäischen Geschichte ist.

Berlin

Grzegorz Rossoliński-Liebe

Pál Bödy: Science Policies in Hungary (1867–1910) and the First Generation of Distinguished Scientists. (Wissenschaftsgeschichte, Bd. 4.) LIT Verlag. Berlin u. a. 2017. 144 S. ISBN 978-3-643-90850-6. (€ 29,90.)

Dieser schmale Band von Pál Bödy behandelt die Wissenschaftspolitik Ungarns in der Periode vor dem Ersten Weltkrieg, vor allem nach dem Ausgleich von 1867. Ausgehend von der These, dass die Bildungsreformen in den Jahrzehnten nach dem Ausgleich die außerordentliche Produktivität ungarischer Naturwissenschaften hervorgebracht hätten, stellt B. die wichtigsten Errungenschaften dieser Zeit dar und diskutiert abschließend die Bezugnahmen auf das ungarische Bildungssystem in autobiografischen Schriften der „ersten Generation“ ungarischer Naturwissenschaftler. Der Vf. konzentriert sich dabei auf die Wissenschaftspolitik und schildert vor allem realisierte und nichtrealisierte Projekte der jeweiligen Minister für Kultus und Unterricht sowie höherer Beamter.

Das erste Kapitel bilden kurze, enzyklopädische Biografien von 38 männlichen Gelehrten, geboren zwischen 1862 (Philipp Lenard) und 1926 (John George Kemeny) die von B. als die erste Generation ungarischer professioneller Wissenschaftler definiert werden und zwischen 1920 und 1970 internationale Bekanntheit erreichten. Im zweiten Kapitel erfahren die Leser:innen von den Reformbemühungen József Eötvös' aus seiner ersten kurzen Amtszeit als Minister für Kultus und Unterricht 1848 sowie von deren Implementierung während Eötvös' zweiter Amtszeit als Kultusminister (1867–1871). Die vieldiskutierten Reformen werden auch bezüglich der an ihnen geäußerten Kritik (z. B. wegen Änderungen an der traditionellen Prüfungsordnung oder aber auch wegen des Wegfalls des Unterrichts in griechischer Sprache an Gymnasien und Realschulen, S. 44) beleuchtet, wodurch man Einblicke in die kulturelle Dynamik Ungarns erhält. Im dritten Kapitel untersucht B. das reformerische Wirken von Ágoston Trefort, Eötvös' Nachfolger als Kultusminister (1877–1888), mit dem das wissenschaftliche Leben Ungarns zahlreiche neue Impulse erhielt. Dazu zählten die Reformen der Mediziner Ausbildung oder die Errichtung der Universität in Kolozsvár, vor allem aber der Ausbau der Universität Budapest, die B. am ausführlichsten

bespricht (S. 61–64). In erster Linie hebt B. die Erhöhung der Anzahl der Lehrstühle, die Gründung einiger neuer Institute sowie insbesondere die Einführung von Seminaren als neue Unterrichtsform hervor. In einem kurzen Abschnitt werden die Reformen der Lehrerausbildung besprochen, die von Eötvös begonnen, aber erst unter Trefort auf Basis der Ideen des Philosophen Mór Kármán vollendet wurden.

Die Konzepte des Physikers und Bildungsreformers Loránd Eötvös bilden die Basis des vierten Kapitels, das zur Hälfte der Darstellung von dessen Biografie gewidmet ist. Die Reformen der naturwissenschaftlichen Infrastruktur (z. B. die Gründung von Zeitschriften und Vereinen sowie die Einführung der Mathematik-Olympiaden für Schüler) und die Verbesserung der Lehrerausbildung durch die Gründung des Joseph-Eötvös-Kollegiums werden hier ausführlich besprochen und bildeten, so B., die Basis für die globale Anerkennung ungarischer Naturwissenschaften bis in die heutige Zeit (S. 90). Bezüglich der Politik von Kultusminister Gyula Wlassics (1895–1903) hebt B. die Weiterentwicklung der Technischen Universität sowie die Zulassung von Frauen zum Studium an den Philosophischen und Medizinischen Fakultäten hervor. Danach beschreibt er die Diskussionen im ungarischen Wissenschaftsmilieu um die Errichtung weiterer Universitäten (vorgeschlagen bereits von József Eötvös 1848). Die Debatte entbrannte gleich nach der Gründung der Franz-Josephs-Universität in Kolozsvár (Cluj) 1872 und konzentrierte sich auf die Notwendigkeit der Wissenszirkulation durch Studierende und Professoren, die lokale Bedeutung der Hochschulen für die Städte, aber immer wieder auch auf die generelle Relevanz der Universitäten für die „Bildung und Kultur Ungarns“ (S. 106). Diese Diskussionen flammten etwa alle zehn Jahre wieder auf, bis 1912 Pozsony (Bratislava) und Debrecen als Standorte festgelegt wurden (beide Universitäten wurden 1914 eröffnet). Im vorletzten Kapitel werden die Ideen der beiden Eötvös sowie von Trefort und Lajos Markusovszky, eines Mediziners und langjährigen Beraters für Universitätsangelegenheiten im Kultusministerium, erläutert, wobei sich hier teils Wiederholungen des bereits Gesagten finden. B. unterstreicht dabei, dass für alle Genannten nicht die wissenschaftliche Infrastruktur im Vordergrund stand, sondern die Einzelperson und deren gute Vorbereitung, von der Schule bis hin zur Spezialisierung durch Auslandsaufenthalte. Im abschließenden Kapitel analysiert B. die Aussagen der im ersten Kapitel genannten Persönlichkeiten zu deren Ausbildung, die vor allem aus deren späteren Karriere stammen. Die zitierten Aussagen heben die Bedeutung der Sekundärschule für die Wahl der Karriere hervor – ein Thema, das B. als roter Faden dient.

Das Narrativ, das die Bedeutung der voruniversitären Ausbildung für die Karrieren professioneller Wissenschaftler in Ungarn betont, ist einer der Vorzüge des Buches, denn üblicherweise konzentrieren sich die Überblicke zur Wissenschaftsgeschichte und -politik auf die Universitäten und Akademien der Wissenschaften. Angesichts dessen, dass dieses Thema in Sprachen, die zugänglicher sind als Ungarisch, nur selten behandelt werden, bietet das Buch auch viele neue Informationen, vor allem zur Wissenschaftspolitik. Dennoch kann es nicht als besonders gelungen bezeichnet werden. Vieles bleibt unklar und wird nur angedeutet, der politische und soziale Kontext fehlt fast vollständig, was die Wissenschaftspolitik letztlich auf Aussagen der Protagonisten limitiert; die Namen vieler Persönlichkeiten finden sich in einer Schreibweise, die in der Forschungsliteratur nicht üblich ist, was zum Teil sogar die korrekte Identifizierung erschwert. Auch die Auswahlkriterien der Generation der Naturwissenschaftler sind nicht ersichtlich – so wurde z. B. der Chemiker Richard Zsigmondy (1865–1925) in Wien geboren und ausgebildet und war in Erlangen, Graz, Jena und Göttingen wissenschaftlich tätig (S. 32), was seine Verbindung zur ungarischen Wissenschaftslandschaft als ziemlich unklar erscheinen lässt. Es ist außerordentlich schade, dass hier nicht mehr Zeit in editorische Arbeit investiert wurde, denn das hätte das Lesen des Buches erheblich erleichtert und dessen Ertrag vermehrt.

Galizien in Bewegung. Wahrnehmungen – Begegnungen – Verflechtungen. Hrsg. von Magdalena Baran-Szołtys, Olena Dvoretzka, Nino Gude und Elisabeth Janik-Freis. (Wiener Galizien-Studien, Bd. 1.) V & R unipress. Göttingen 2018. 281 S., 5 Ill. ISBN 978-3-84710796-5. (€ 45,—)

Das habsburgische Kronland Galizien und Lodomerien hat in der historischen Forschung seit der Wende zum 21. Jh. einen regelrechten Boom erlebt, nicht zuletzt unter dem Einfluss des bis 2019 tätigen Wiener Doktoratskollegs Galizien. Der hier anzuzeigende Band reflektiert die übergreifende Schwerpunktsetzung des Kollegs in dessen letzter Förderphase, die im Rahmen einer internationalen Tagung 2015 diskutiert wurde: Er soll zeigen, dass diese Region entgegen landläufiger Meinungen keine „unbewegliche Peripherie“ (S. 11) gewesen sei, sondern dass sie auch nach ihrer Auflösung 1918 in zahlreiche Kommunikations- und Transferbeziehungen mit den Nachbarregionen eingebunden gewesen sei und die Bewohner Galiziens diese darüber hinaus auch nachhaltig mitgeprägt hätten. Ausgehend von der Prämisse, dass Galizien stets mit der Nachbarregion interagiert und heute Strahlkraft über den Raum des historischen Galiziens entwickelt habe (S. 19), werden die miteinander verflochtenen polnischen, ukrainischen und deutsch-österreichischen Narrative behandelt.

Die Konzeption des im Rahmen des Doktoratskollegs entstandenen Bandes folgt der Annahme Larry Wolffs¹, dass „Galizien“ ein diskursiv verhandeltes Konstrukt sei, verweist aber auch darauf, dass es zu den durch Shoah und Zweiten Weltkrieg entvölkerten *Bloodlands* im Sinne Timothy Snyders gehöre.² Die Hrsg. betonen, dass Galizien unterschiedlich instrumentalisiert und dargestellt worden sei: als „verschwundene Welt“ in der österreichischen Literatur, als (mitteleuropäischer) Ursprung ukrainischen Nationalbewusstseins bzw. als Verstärker polnischer Identität und letztlich als jüdischer Erinnerungsort. Zugleich würde, so die Hrsg. in ihrer Einleitung, die galizische Identität durch das wechselseitige Verhältnis von Mehrsprachigkeit und Multiethnizität zunehmend betont. Die nationale Aneignung Galiziens zieht sich daher als roter Faden durch die sechzehn durchweg kenntnisreichen und gut lesbaren Beiträge.

Die unterschiedlichen Aneignungen sind z. B. in dem Lemberg-Roman Ivan Frankos *Dla domašn'oho ohnyšča* (Für den häuslichen Herd) deutlich nachvollziehbar, sodass Analyse und Vergleich von dessen polnischer (1892) und ukrainischer (1897) Fassung durch Alois Woldan, dem als erster Sprecher des Doktoratskollegs der Band gewidmet ist, den Aufsätzen vorangestellt wurden. Die erste Sektion verdeutlicht mit vier Beiträgen die Instrumentalisierung des galizischen kulturellen Erbes. So werden die Spezifika des polnischen Erinnerungsortes Galizien im Vergleich zu dem der *Kresy* (Christof Schimheimer) erörtert, der verdeutlicht, dass Galizien den politischen Rahmen bot, in dem die *Kresy* selbst zu einem Erinnerungsort werden konnten. Die beiden folgenden Beiträge von Jagoda Wierzejska und Magdalena Baran-Szołtys legen die Funktionalisierung des Erinnerungsortes Galizien in der polnischen Nachkriegsliteratur bzw. nach 1989 dar. Schließlich greift Olena Dvoretzka den Topos „Stadt“ auf und diskutiert die Mitteleuropa-Konstruktion in der fiktionalen Stadt Javlivec' in Taras Prochas'kos Roman *Neprosti* (Nicht Einfache).

Die zweite Sektion diskutiert Zusammenhänge von Begegnung, Mobilität und Austausch. Dass die Schenken in Grenzgebieten als besonderer Kontaktraum zur Überwindung von politischen, sozialen und kulturellen Grenzen beigetragen haben und daher mitnichten „statisch“ gewesen seien, zeigt Larissa Cybenko. Nino Gude und Patrice M. Dabrowski weisen in ihren Beiträgen darauf hin, dass Stereotypisierungen und Fremdwahrnehmungen nicht den örtlichen Gegebenheiten entsprochen hätten, aber von außen herangetragen worden seien. Gude diskutiert diesen Umstand anhand jüdischer Schulkinder-

¹ LARRY WOLF: *The Idea of Galicia. History and Fantasy in Habsburg Political Culture*, Stanford 2010.

² TIMOTHY SNYDER: *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*, New York 2010.

der am ukrainischen Gymnasium in Przemyśl und zeigt, dass Schulen zwar als orts- und raumgebundene Kontaktzone fungieren konnten, dort aber auch die Mechanismen von In- und Exklusion wirksam waren. Die Rolle von Juden als Vermittler zwischen den Völkern der Tatra diskutiert Dabrowski anhand der Erzählung *Na przełęce* (Am Gebirgspass, 1891) von Stanisław Witkiewicz. Dass zwischen Galizien und Karpaten ein kultureller Austausch auch nach den Nationalstaatsgründungen 1918 stattfand, zeigt Sebastian Paul am Beispiel ukrainischer Intellektueller, die kulturelle, aber auch politische Organisationen initiierten, während zugleich Abgrenzungen zu anderen ethnischen Gruppen stattfanden. Welch wichtige Rolle im Zusammenhang mit Auswanderung die Grenzstationen als Kontrollinstanz insbesondere hinsichtlich der Gesundheitslage spielten, demonstriert anschließend Elisabeth Janik-Freis am Beispiel von Mysłowitz.

Die folgende Sektion ist der politischen und konfessionellen Mobilisierung und damit der Politisierung von größeren Gruppen sowie der damit einhergehenden Gleichsetzung von Konfession und nationaler Identität durch zeitgenössische Akteure inner- und außerhalb Galiziens gewidmet. Wie sehr die griechisch-katholische (unierte) Kirche zwischen dem Habsburger- und dem Russländischen Reich interagierte und damit immer mehr in das Spannungsfeld zwischen orthodoxer und katholischer Kirche gelangte, zeigt Katherine Younger für das Chełmer Gebiet anhand von Konversionen zur Orthodoxie im Grenzort Hnylyčky 1882, indem sie die Wechselwirkung von Konfession und staatlicher Loyalität herausarbeitet. Auf die politische Massenmobilisierung durch katholische und unierte Priester – insbesondere bei den Agrarstreiks 1902 und dem Kampf um das allgemeine Männerwahlrecht – fokussiert anschließend Zoriana Melnyk, da diese Geistlichen sich als Vorkämpfer gegen die sozialen Missstände innerhalb des Bauerntums verstanden und erheblich zu seiner nationalen Bewusstseinsbildung beigetragen hätten. Die Ölindustrie war der einzige Sektor moderner Industrieentwicklung in Galizien und trug zur politischen Mobilisierung, Differenzierung und gesellschaftlichen Modernisierung innerhalb der galizischen Juden bei, wie Vladyslava Moskalets am Beispiel von Boryslav zwischen 1860 und 1900 zeigt. Dass Akkulturation und Mobilisierung häufig einander bedingten, diskutiert Alina Molisak am Beispiel des Frankismus als jüdischer Erneuerungsbewegung, durch die aber Konversionen zum Katholizismus provoziert worden seien.

Wie sehr Galizien die nationale Bewusstseinsbildung der Ukrainer beeinflusste, zeigen die beiden Beiträge der abschließenden Sektion zu „identitätsstiftenden Projektionsflächen“. Ausgehend von der Prämisse, dass Galizien ein multinationales ideologisches Konstrukt sei und erst seit den 1870er Jahren exkludierenden Charakter angenommen habe, analysiert Olha Voznyuk Lied-Anthologien, die auf gemeinsame Traditionen und Geschichte verweisen. Abschließend erörtert Anton Kotenko den Austausch von galizischen Ukrainern mit dem Russländischen Reich, indem er die besondere Rolle der 1904 in Lemberg organisierten panukrainischen Sommerschule für die Entwicklung eines gemeinsamen Konzepts von der ukrainischen Nation in den Mittelpunkt seiner Analyse stellt.

Die Beiträge zeigen insgesamt, wie sehr die im Doktoratskolleg vertretenen Ansätze zum vertieften historischen Verständnis von Galizien beigetragen haben, aber auch, dass gerade wegen der intensivierten Forschung zu dieser Region neue Perspektiven und Ansätze fruchtbar gemacht werden können, deren Anwendung und konzeptuelle Überprüfung anhand anderer multi-ethnischer und -konfessioneller Regionen des östlichen Europa wünschenswert wären.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Erasmus Zöckler: Theodor Zöckler und die ukrainische protestantische Bewegung. (Erinnerung und Biographie der Deutschen aus Polen, Bd. 10.) Freunde der Martin Opitz-Bibliothek. Herne 2019. 218 S., Ill. ISBN 978-3-923371-47-1. (€ 18,-.)

Der Protestantismus in der Zweiten Polnischen Republik (1918–1939) wird meistens im Kontext der deutsch-polnischen Spannungen und Konflikte dargestellt und gedeutet, am häufigsten als Streit der deutschen und polnischen Protestanten oder als Widerstand der deutschen Protestanten gegen die Religionspolitik des polnischen Staates. Kleinere Nationalitäten unter den Protestanten, wie Tschechen oder Ukrainer, werden zwar in der Geschichtsforschung berücksichtigt, aber nicht als Subjekte der modernen, auf breiter Quellenbasis basierten Analysen betrachtet.

Das Buch des Medizinprofessors und Galizienforschers Erasmus Zöckler soll an die ukrainische Übertrittsbewegung zum Protestantismus im Osten Polens erinnern und zu weiterer Forschung anregen, wie der Autor selbst hervorhebt (S. 9). Es ist also keine umfangreiche, wissenschaftliche Arbeit, sondern vielmehr eine kommentierte Quellenedition über die Bewegung der ukrainischen Protestanten aus der Perspektive des berühmten Großvaters von Erasmus Zöckler, des galiziendeutschen Theologen Theodor Zöckler.

Die Gliederung der Arbeit ist leider unübersichtlich, die 29 kurzen Kapitel tragen wenig aussagekräftige Titel wie z. B. „Verfolgung“ (S. 63–68), „Neuendettelsau“ (S. 104–105) oder „Reverend Crath“ (S. 115–130). Trotzdem bieten sie eine sehr gut dokumentierte und detaillierte Darstellung der Bewegung. Als Anfang steht die Propagierung des Protestantismus durch galizische Ukrainer, denen das evangelische Christentum in russischen Kriegsgefangenenlagern von ihren deutschen Mitgefangenen nähergebracht worden ist. Sehr rasch haben sich dieser Bewegung die Evangelische Kirche Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses (A. u. H. B.) sowie auch ukrainischstämmige presbyterianische Missionare aus Nordamerika angeschlossen. Die Missionierung erwies sich als sehr erfolgreich: Unter den Konvertiten befanden sich Vertreter verschiedener Berufe, darunter auch griechisch-katholische Geistliche. Die ukrainische protestantische Bewegung endete 1944, als die meisten Konvertiten Richtung Westen flohen.

Die vom Autor eingenommene Perspektive bringt natürlich eine gewisse Einseitigkeit mit sich: Die Aktivitäten Zöcklers und die Entwicklung der Bewegung in Stanislaw (Ivano-Frankivsk) und Galizien stehen im Vordergrund, die Fortschritte der ukrainischen Mission in Wolhynien werden nur am Rande berücksichtigt. Sehr viel wird auch über die ökumenischen Beziehungen Zöcklers und seiner Mitarbeiter berichtet – die ukrainische protestantische Bewegung erscheint in diesem Licht beinahe als ein Unternehmen der kleinen Evangelischen Kirche A. u. H. B., die nur mit Hilfe der evangelischen Kirchen in Deutschland, der Schweiz, USA und Skandinavien überleben konnte. Nur indirekt weist der Vf. auf die Hilfe seitens der Evangelischen Unionierten Kirche in Posen hin; in dieser westpolnischen Stadt studierten mehrere ukrainische Geistliche an der – vom polnischen Staat nicht anerkannten – Theologischen Schule und am Predigerseminar. Die von Theodor Zöckler geleitete galizische Kirche A. u. H. B. war auch keineswegs die kleinste der insgesamt sieben in der Zweiten Polnischen Republik existierenden protestantischen Kirchen. Mit über 30 000 Mitgliedern übertraf sie nicht nur die beiden Evangelisch-Reformierten Kirchen in Warschau und Wilna, sondern auch die Evangelisch-Lutherische (altlutherische) Kirche in Westpolen; von vergleichbarer Größe (ca. 30 000 Mitglieder in den 1930er Jahren) war die Evangelische Unionierte Kirche im polnischen Oberschlesien. Die galizische Kirche kann also für den Zeitraum 1918–1939 als die dritt- oder viertgrößte evangelische Kirche in Polen gelten, bedeutend größer waren nur die Evangelisch-Augsburgische sowie die Evangelische Unionierte Kirche in Posen und Pommerellen.

Das Buch basiert auf einer breiten Palette von unveröffentlichten Quellen, die Erasmus Zöckler der Martin Opitz-Bibliothek in Herne übergeben hat und die dort als „Sammlung Theodor Zöckler, Ukrainische Bewegung“ zugänglich sind. Künftige Erforscher dieses Themas werden zweifellos das ausführliche Nachwort (S. 204–211) von Wolfgang Kessler sehr zu schätzen wissen, das u. a. den aktuellen Forschungsstand präsentiert. Kessler

betont, dass das Thema der ukrainischen protestantischen Bewegung in der polnischen Forschung bereits seit Längerem bekannt sei, die deutschsprachige Wissenschaft jedoch – wie auch Erasmus Zöckler hervorhebt – diese Problematik erst 2017 wiederentdeckt habe.¹

Hoffentlich werden Wissenschaftler, vor allem Historiker, dieses gelungene Buch tatsächlich als Anregung für weitere Forschungen nutzen. Das Thema erscheint vielversprechend, besonders für diejenigen, die sich mit den gegenseitigen Verflechtungen des Nationalismus und der Religion sowie der Religionspolitik in Ostmitteleuropa beschäftigen.

Zielona Góra

Olgierd Kiec

¹ Vgl. KATRIN BOECKH: Konfessionelle Identitäten und transnationale Netzwerke. Die lutherische und reformierte Übertrittsbewegung der Ukrainer in Galizien (1925–1939), in: JOACHIM BAHLCKE, BEATE STÖRTKUHL u. a. (Hrsg.): Der Luthereffekt im östlichen Europa. Geschichte, Kultur, Erinnerung, Berlin 2017, S. 275–285.

Neil Stewart: Bohemiens im böhmischen Blätterwald. Die Zeitschrift *Moderní revue* und die Prager Moderne. (Beiträge zur slavischen Philologie, Bd. 20.) Universitätsverlag Winter. Heidelberg 2019. 521 S., Ill. ISBN 978-3-8253-6968-2. (€ 68,–)

Die Zeitschrift *Moderní revue* (MR), das wichtigste Organ der tschechischen Dekadenz, einer der Hauptrichtungen innerhalb des literarisch-künstlerischen Ästhetizismus an der Wende vom 19. zum 20. Jh., nahm unter den Periodika, die das kulturelle Leben Böhmens jener Zeit prägten, eine besondere Stellung ein. In der Habilitationsschrift des Bonner Slawisten Neil Stewart werden Geschichte und Bedeutung der Zeitschrift erstmals in monografischer Form aufgearbeitet. Laut Einleitung, die über Forschungsstand, Methodik und Aufbau der Arbeit informiert, möchte die Untersuchung „die komplexen Entwicklungen der Prager Moderne [...] veranschaulichen und dabei Gelegenheit nehmen, ästhetische und historische Beschreibungskategorien wie *Décadence* und Modernität am konkreten Material zu erproben“ (S. 19). Die folgenden Kapitel greifen unterschiedliche Aspekte der Problematik auf.

Kap. 2, lapidar „1894–1925“ betitelt, nimmt Entstehung und Werdegang der Zeitschrift um Arnošt Procházka und Jiří Karásek ze Lvovic in den Blick. Die beiden Gründer und Herausgeber gerieten mit ihrer elitären, auf Kunstautonomie und Individualismus beruhenden Literaturauffassung sowie ihrer respektlosen Haltung gegenüber der Tradition schnell in die Kritik. Heftige Auseinandersetzungen mit F. X. Šalda und anderen Vertretern der *Česká moderna* folgten, was S. nicht zuletzt darauf zurückführt, dass die Repräsentanten der MR bei allen modernistischen Intentionen teils sehr konservative Ansichten vertraten. Den Anspruch auf Internationalität habe man durch den Abdruck von Werken bekannter wie unbekannter ausländischer Autor:innen erfüllt – mit besonderem Schwerpunkt auf der Literatur skandinavischer Länder. Das Gros der tschechischen Beiträge haben Procházka und Karásek mit ihren kritischen und belletristischen Texten selbst bestritten, aber auch bekannte Namen wie Karel Hlaváček, die Brüder Čapek, Karel Toman, Fráňa Šrámek und viele andere finden sich unter den Autoren.

Um die wechselvolle Geschichte der Zeitschrift anhand eines plausiblen Periodisierungskonzepts beschreiben zu können, schlägt der Vf. ein Vier-Phasen-Modell vor, dessen Herleitung er aber unbegründet lässt. Die erste und bedeutendste Phase seien die Jahre 1894–1900 gewesen, als die MR als „Sprachrohr radikal nonkonformistischer Intellektueller“ (S. 114) fungiert habe. Dabei hebt der Vf. u. a. die dichterischen und grafischen Beiträge Hlaváčeks sowie den starken Fokus auf Oscar Wilde hervor. In der Phase 1900–1914 sei die MR bereits „eine in der böhmischen Kulturszene festetablierte Institution“ (S. 136) gewesen. Für die in dieser Zeit sich vollziehende „konservative Wende“ (S. 137) mit der Abkehr von der Dekadenz und der Hinwendung u. a. zu Spätsymbolismus und Impressionismus habe vor allem der Kritiker und Essayist Miloš Marten gestanden, der auch für eine katholisch-spirituelle Erneuerung plädierte. Zum neuen Feindbild wurden die aufkommen-

den Avantgarde-Bewegungen mit ihrem Ziel einer engen Verschmelzung von Kunst und Leben. In den Kriegsjahren 1914–1918 herrschten weiterhin artistische und spirituelle Themen vor, während man sich lange Zeit am politischen Diskurs kaum beteiligte. Erst zum Ende dieser Phase seien nationalistische, ja rassistische Töne aufgetaucht, verbunden mit einer starken Abgrenzung von der deutschen Kultur. Nach anfänglicher Mäßigung sei die Phase 1918–1925 durch einen strammen Rechtskurs mit Ausfällen gegen die Avantgarde wie auch den Masaryk-Kreis gekennzeichnet gewesen. Procházkas Einfluss habe sich immer mehr durchgesetzt, während sich Karásek zurückzog. Der Tod Procházkas bedeutete zugleich auch das Ende der Zeitschrift.

Auf diesen Überblick über Geschichte, Themen und Akteure der MR folgt in Kap. 3 „Dekadent modern“ die literatur- und kulturgeschichtliche Kontextualisierung. Zunächst resümiert S. die Debatten um den Dekadenz-Begriff, um schließlich mit Hilfe der Chronotopos-Theorie an einigen Beispielen die Synchronie von Statik und Dynamik als wesentliches Kriterium dekadenter Texte zu bestimmen. Die tschechische Dekadenz als „überaus spannungsreiche“ (S. 252), wenig homogene Erscheinung wird auch in ihrem komplexen Verhältnis zur *Česká moderna* dargestellt. Eine theoretische Selbstreflexion der Dekadenz habe erst allmählich eingesetzt, wobei insbesondere die Überschneidungen mit Symbolismus und Impressionismus sowie die antirealistischen und individualistischen Züge betont wurden. Der Vf. sieht in der starken Position ästhetizistisch-individualistischer Kunst und Literatur in Böhmen um die Jahrhundertwende nicht zuletzt eine Reaktion auf die lange Dominanz des tschechischen Nationalismus und die unbefriedigende politische und wirtschaftliche Situation. Nach 1900 habe ein kultureller Wandel stattgefunden, in dessen Folge es auch zu einem Bedeutungsverlust der Dekadenz kam, mit der selbst Procházka und Karásek ihre MR nicht mehr identifiziert sehen wollten. Die hohe Artificialität der Texte und ihre Ausrichtung auf das Einzelwort als Merkmale der Dekadenz demonstriert S. schließlich noch an Hlaváček's Prosagedicht *Subtilnost smutku* (Die Subtilität der Trauer), das er mit Kafkas thematisch verwandter Erzählung *Die Verwandlung* vergleicht.

Kap. 4 „Medial modern“ behandelt das Medienkonzept der MR. Tonangebend war – typisch für die Dekadenz – die Literatur. Die Musikkritik habe stets nur eine marginale Stellung innegehabt, wohingegen Artikel zur Bildenden Kunst immerhin eine prominente Nebenrolle gespielt hätten. Bevorzugt wurden Beiträge zu einer individualistischen, psychologisch fundierten Kunst. Die Avantgardekunst, namentlich abstrakte Werke, lehnte man in Bausch und Bogen ab. Die mediale „Praxis“ der MR wird anhand der Bereiche Illustration, Layout, Buchschmuck und Aufbau der Hefte aufgezeigt.

In Kap. 5 „Coda: Im Feld“ geht S. der Funktion der MR im breiteren Kontext des kulturellen Lebens in Böhmen um die Jahrhundertwende nach. Als methodische Grundlage wählt er die Theorie Pierre Bourdieus zum „literarischen Feld“ und versucht, auf dieser Grundlage Erklärungen u. a. für die hohe Konfliktneigung der MR-Akteure, ihre aristokratischen Allüren oder den nach dem frühen Tod des Dichters einsetzenden Hlaváček-Kult zu finden. Schließlich wird noch die für viele Texte der MR so typische aggressive Rhetorik unter Rückgriff auf das Polemik-Konzept Michel Foucaults an einigen Beispielen untersucht.

Das vorliegende Buch stellt zweifellos einen Meilenstein in der Erforschung der tschechischen Literatur und Kultur der Moderne, insbesondere der Dekadenz, dar. Dabei ist vor allem anzuerkennen, dass sich der Vf. nicht auf die kurze „dekadente“ Phase beschränkt, sondern die MR im gesamten Verlauf ihrer Existenz untersucht. Dies trägt auch zur Klärung der interessanten Frage bei, wie sich die modernistischen Strömungen unter den veränderten kulturellen Bedingungen des frühen 20. Jh. weiterentwickelt haben. S.s Monografie ist in Aufbau und Argumentation klar und übersichtlich. Die einzelnen Kapitel wirken mitunter etwas unverbunden und isoliert, was man z. B. durch Zwischenresümees hätte vermeiden können. Nicht unerhebliche Lücken sehe ich im Bereich der verwendeten Literatur, da zum Teil relevante Schriften übersehen wurden. Exemplarisch seien die Arbeiten des Brünner Literaturwissenschaftlers Jiří Kudrnáč, eines der besten Kenner der tschechi-

schen Dekadenz, oder meine eigenen Beiträge zu Karel Hlaváček genannt. Diese Defizite mögen der Komplexität und dem Facettenreichtum der Thematik geschuldet sein. Es verdient dennoch höchste Anerkennung, dass sich der Vf. kenntnisreich und mit sicherem Gespür für die methodischen Zugänge an diese Aufgabe herangewagt hat. Mit seiner Monografie hat S. die Erforschung der tschechischen Moderne um einen gewichtigen Beitrag bereichert.

Marburg

Reinhard Ibler

Umstrittene Räume in der Ukraine. Politische Diskurse, literarische Repräsentationen und kartographische Visualisierungen. Hrsg. von Sabine v. L ö w i s . (Phantomgrenzen im östlichen Europa, Bd. 8.) Wallstein Verlag. Göttingen 2019. 160 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-8353-3345-1. (€ 24,90.)

Die Annexion der Krim 2014 und der Separatismus der sogenannten Volksrepubliken Donec'k und Luhans'k haben nicht zuletzt zur Herausgabe des vorliegenden Sammelbandes beigetragen. Er umfasst sechs englische und deutsche Beiträge aus der Feder von deutschen und ukrainischen Autorinnen und Autoren, Osteuropafachleuten der Disziplinen Kulturwissenschaften, Slawistik, Geschichte und Politikwissenschaften. In den präsentierten Arbeiten geht es primär um den Versuch, die herkömmlichen „Karten im Kopf“ über die Ukraine zu revidieren bzw. die *mental maps* als Visualisierung von Daten, die durch „unterschiedliche graphische Werkzeuge zur Sammlung und Aufbereitung“ (S. 10) gewonnen wurden, kenntlich zu machen. Darüber hinaus sind in Beiträgen die „Proliferation of Borders in Post-Soviet Space“, „Imperiale[n] Phantomgrenzen der Ukraine“ in der Literatur oder auch die „Odessa-Poetiken als Identitätsressource in Umbruchszeiten“ Gegenstand ausführlicher Erörterung.

Die behandelten Themen sind nicht alle neu. Es liegen dazu bereits ausführlichere Arbeiten vor. Vor allem die Problematik der kartografischen Visualisierung von politischen Räumen, umstrittenen Grenzen, Regionalismen oder auch die Hypostasierung imaginärer Räume in Literatur und Poesie verspricht eigentlich keine neuen aufregenden Erkenntnisse. Dass Karten lediglich Repräsentationen von Wahrnehmungen sind, Momentaufnahmen oder politische Manifeste, darf man inzwischen als längst rezipierte Erkenntnis der einschlägigen Wissenschaftsdisziplinen betrachten; d. h., der kritische Umgang mit ihnen ist entscheidend. Wie in einem Beitrag Ulrich Schmidts zur Verwendung von Choroplethen-Karten mehr als überzeugend dargelegt wird, ist der Gebrauch von herkömmlichen Karten, die natürlich kein perfektes, aber ein durchaus akzeptables Hilfsmittel sind, zur Beleuchtung entsprechender Analyseergebnisse durchaus sinnvoll. Für eine rasche, erste Orientierung etwa über politische, ethnische usw. Mehrheitsverhältnisse können sie nämlich höchst erhellend sein.

Dagegen scheint Steven Seegel eine geradezu obsessive Abneigung gegen jede Art von Karten zu haben. Diese lügen alle, führt er in seinem Beitrag aus, da sie Emanationen von Ideologie seien bzw. der Ideologie der Macht und Herrschaft entsprängen. Auch sein Diktum „Cartography makers, users and consumers traffic in recycled prejudices“ (S. 143) mag als *cantus firmus* eines modischen Diskurses originell erscheinen, wird der Sache aber nicht gerecht. Denn dies lässt sich im Prinzip für jede Form von sprachlicher Äußerung behaupten. Allerdings räumt Seegel an anderer Stelle durchaus ein, dass die Welt ein „finely coded place between the state's experts, the media and the public“ darstelle und Karten wie andere Konstrukte und Texte auch in ihrem Kontext „übersetzt“ werden müssten. Dieser Beitrag ist insgesamt betrachtet durchaus anregend. Er zeigt aber auch die zunehmenden selbstreferentiellen Beschränkungen des amerikanischen Wissenschaftsbetriebs. Deutsche oder französische Studien zum Thema werden schlichtweg ignoriert.

Mutatis mutandis gilt dies auch für einen Essay Tatiana Zhurzhenskös über neue Grenzen und Grenzregime im postsowjetischen Raum am Beispiel der Ukraine. Der Autorin gelingt es jedoch mit ihrem Beitrag, nicht nur die Logik der russischen Ukraine-Politik

unter Vladimir Putin herauszuarbeiten, sondern sie auch im Kontext der vielfachen Veränderungen zu analysieren, die seit dem Zerfall der Sowjetunion Eliten und Regierung Russlands umtreiben. Sie benennt die nach dem Ende der monopolaren Weltordnung von Moskau als Herausforderungen wahrgenommenen neuen Konstellationen der internationalen Machtverhältnisse und definiert die Ziele der russischen Außen- und Sicherheitspolitik. Anders als in mancher neueren Studie behauptet, ist nach Einschätzung der Vf. nicht die territoriale Expansion in die Nachfolgestaaten der UdSSR das Hauptziel der Moskauer Außenpolitik, sondern die Instrumentalisierung von Fragmentierung und Regionalismus in den Nachbarstaaten, um so über deren Innen- und Außenpolitik Kontrolle zu gewinnen. Dafür liefern nicht zuletzt die aktuellen Entwicklungen im Kaukasus neue Beweise.

Wer einen substanziellen Einstieg in die Thematik sucht, wird mit dem vorliegenden Buch gut bedient.

Hamburg

Rudolf A. Mark

Martin Kohlrausch: Brokers of Modernity. East Central Europe and the Rise of Modernist Architects, 1910–1950. Leuven University Press. Leuven 2019. 399 S., Ill. ISBN 978-94-6270-172-4. (€ 55,-.)

Martin Kohlrauschs Buch über die „Makler der Moderne“ ist ein wesentlicher Beitrag zur Architekturgeschichte der Zwischenkriegszeit, weil es den weithin unterschätzten Anteil von Architektinnen und Architekten aus dem östlichen Europa an der Verflechtungsgeschichte der Moderne ins Licht rückt. Der an der Universität Leiden lehrende Autor ist Historiker, und so richtet sich sein Interesse weniger auf konkrete architektonische und städtebauliche Konzepte oder Realisierungen als auf die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen die Architekt*innen agierten (S. 22). K. hat zu diesem Themenkomplex bereits einige Beiträge publiziert; das vorliegende Buch kann als Synthese seiner bisherigen Forschungen bezeichnet werden.

K.s. zentrale These lautet, dass Architektur und Städtebau nach 1918 eine besondere Bedeutung bei der Etablierung und Modernisierung der Staaten des östlichen Europa zukam. Die Fragestellung ist nicht neu: Der Krakauer Kunsthistoriker Andrzej Szczerki hat sie in seinem 2010 erschienenen Band *Modernizacje* im Ländervergleich behandelt, ohne jedoch wie K. den Fokus allein auf die Avantgarde zu legen.¹ Im Kontext der Hundertjahrfeiern der Staatsgründungen erschienen in den einzelnen Ländern zahlreiche Publikationen zum Thema.² Ihre Rezeption in Deutschland wurde überlagert vom Bauhausjubiläum 2019, in dessen Rahmen der Blick ins östliche Europa die Ausnahme blieb.³

K. will die Entwicklung nach 1918 in drei Staaten untersuchen: im wiedererstandenen Polen, in der neu gegründeten Tschechoslowakei sowie beim Kriegsverlierer Ungarn, der im Zuge der neuen Grenzziehungen umfangreiche Gebiete abtreten musste. Allerdings werde, so der Autor einschränkend, die Entwicklung in Polen den größten Raum einnehmen (S. 24).

Der Band gliedert sich in Einleitung, sechs Kapitel und Epilog. Kap. 1 zielt auf eine regionale Kontextualisierung: Wie stellte sich die Situation im östlichen Europa nach dem Zerfall der Imperien, dar? Vor welchen Herausforderungen standen die neu formierten Staaten? Hat der Modernisierungsdruck eine spezifische „Ost-Moderne“ hervorgebracht?

¹ ANDRZEJ SZCZERKI: *Modernizacje*. Sztuka i architektura w nowych państwach Europy Środkowo-wschodniej 1918–1939 [Modernisierungen. Kunst und Architektur in den neuen Staaten Ostmitteleuropas 1918–1939], Łódź 2010.

² Z. B. ŁUKASZ GALUSEK (Hrsg.): *Architecture of Independence in Central Europe*, Kraków 2018.

³ BEATE STÖRTKUHL, RAFAŁ MAKALA (Hrsg.): *Nicht nur Bauhaus – Netzwerke der Moderne in Mitteleuropa / Not Just Bauhaus – Networks of Modernity in Central Europe*, Berlin – Boston 2020.

Als Voraussetzung für die Wirkung der Architektur als Medium der Modernisierung verweist K. zu Recht auf das hohe Auftragsvolumen der öffentlichen Hand nicht nur im Repräsentations-, sondern auch im Wohnungsbau (dies gilt analog für die Weimarer Republik). Zu wenig berücksichtigt ist allerdings die unterschiedliche Ausgangssituation der jeweiligen Staaten: Nach der Machtübernahme der autoritären Horthy-Regierung verließen progressive Künstler wie László Moholy-Nagy oder Fred Forbát Ungarn, das damit zumindest für die 1920er Jahre als Vergleichsgröße ausfällt. Und während die Tschechoslowakei in ihren Repräsentationsbauten früh auf die Moderne setzte und tschechische Architekten das Neue Bauen am Weimarer Bauhaus beeinflussten (nicht umgekehrt), galten in Polen bis in die späten 1920er Jahre der Neoklassizismus und ein folkloristisches Art Déco als „Nationalstile“. Ausgeblendet bleibt auch, dass es neben Warschau (Warszawa) und der neuen Hafenstadt Gdynia (Gdingen) mit der Industrieregion Oberschlesien und Lemberg (Lwów, L'viv) weitere, eigenständige Zentren der Modernisierung und des Neuen Bauens gab.

Das zweite Kapitel beschreibt die Etablierung eines neuen Architektentypus in Europa: Kompetent auch in den sozialen Aspekten von Städte- und Siedlungsbau wird er Teil der transnationalen Experten-Netzwerke unterschiedlicher Disziplinen, die sich im Kontext von Industrialisierung und erster Globalisierungswelle bildeten. Zu kurz kommt hier allerdings, wie viel die polnischen Architektenmilieus der Zwischenkriegszeit der Ausbildung bei den Reformern der „ersten Moderne“ vor 1914 verdankten, sei es durch ein Studium in den Hauptstädten der damaligen Imperialmächte oder an der ersten polnischen Technischen Hochschule im damals habsburgischen Lemberg. Letztere, aus der viele der „Modernisierer“ in Kattowitz (Katowice) und Gdynia hervorgingen, spielt im Buch keine Rolle, wohingegen der 1917 etablierten TH Warschau ein langer Abschnitt gewidmet ist.

So liefern die Eingangskapitel nur bedingt den allgemeinen Überblick, den ihre Überschriften – ebenso wie der Buchtitel – versprechen. Sie sind vielmehr zugeschnitten auf die eigentlichen Protagonisten des Bandes: die Internationalen Kongresse Moderner Architektur / Congrès Internationaux d'Architecture Moderne (CIAM) und ihre Akteur:innen im östlichen Europa. Dabei konzentriert sich K. in der Tat auf Polen, konkret auf die Warschauer Avantgarde um die Gruppe „Praesens“, und hier insbesondere auf Helena und Szymon Syrkus. Das Architektenehepaar spielte eine wichtige Rolle in den 1928 gegründeten CIAM, mit bekannten Namen wie Cornelis van Eesteren, Le Corbusier oder Walter Gropius. Auf dem 1929 von Ernst May in Frankfurt am Main organisierten 2. CIAM-Kongress zum sozialen Wohnungsbau überzeugten die Ehepaare Syrkus sowie Barbara und Stanisław Brukalski mit ihren Lösungen für die Warschauer Wohnungsbaugesellschaft WSM.

Dass die hohe Präsenz in den damaligen Medien nicht den faktischen Anteil des Neuen Bauens am Architekturgeschehen widerspiegelte, hat die Forschung erst um 1990 herausgearbeitet. Kap. 4 zeigt, dass das kommunikative Geschick der ostmitteleuropäischen CIAM-Mitglieder dem ihrer westlichen Kollegen nicht nachstand – aufgrund der Sprachbarriere wurde ihr wichtiger Beitrag zum Ideentransfer jedoch von der „westlichen“ Architekturhistoriografie bislang kaum rezipiert. Wenig bekannt ist auch, dass Warschau als Ausweichort für den 4. CIAM-Kongress 1933 im Gespräch war, der wegen Stalins Kulturwende nicht mehr in Moskau stattfinden konnte (S. 209). Mit der rational durchgeplanten Industriestadt Zlín und den raumplanerischen Entwürfen für ein „Funktionales Warschau“ (Warszawa funkcjonalna), dem Kap. 5 gewidmet ist, beeindruckten die Ostmitteleuropäer ihre Kollegen. Um die besonderen Herausforderungen der Modernisierung in ihren jungen Staaten zu diskutieren, gründeten sie 1937 die CIAM-Ost – hier diente Deutsch noch als *lingua franca*, während im NS-Deutschland das Neue Bauen bereits verfehmt war.

Doch auch in Polen geriet die Avantgarde in den späten 1930er Jahren unter Druck einer zunehmend rechtsgerichteten, autoritären Politik. Während der deutschen Okkupation war Szymon Syrkus interniert. Nach 1945 konnte das Ehepaar Syrkus beim Wiederaufbau Warschaus zunächst an die früheren Konzepte anknüpfen – und musste sich dann

1948 Stalins Doktrin des Sozialistischen Realismus beugen. Auch die CIAM-Verbindungen, u. a. zum mittlerweile in den USA lebenden Gropius, die sogar während des Krieges weiterbestanden hatten, lösten sich durch die politische Teilung Europas.

Mit seinem Buch hat K. den hinter dem Eisernen Vorhang „verschwundenen“ östlichen Teil des CIAM-Netzwerks freigelegt. Die Materialfülle und die breite Quellenbasis⁴ macht die Lektüre außerordentlich gewinnbringend – selbst wenn die CIAM-Akteur:innen nur eine bestimmte Gruppe innerhalb der „Brokers of Modernity“ der europäischen Architektur der Zwischenkriegszeit repräsentierten.

Oldenburg

Beate Störckuhl

⁴ Vor allem aus den CIAM-Beständen im gta Archiv der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, dem Bauhaus Archiv Berlin sowie aus dem Architekturmuseum Breslau (Wrocław).

Ota Konrád: Geisteswissenschaften im Umbruch. Die Fächer Geschichte, Germanistik und Slawistik an der Deutschen Universität in Prag 1918–1945. (Forschungen zu Geschichte und Kultur der Böhmisches Länder, Bd. 4.) Peter Lang, Berlin u. a. 2020. 436 S., Ill. ISBN 978-3-631-78036-7. (€ 79,95.)

Ota Konrád hat bereits 2011 auf der Grundlage seiner an der Karls Universität Prag 2007 verteidigten Dissertation eine Monografie zu diesem Thema in tschechischer Sprache verfasst. Das vorliegende Buch ist die von Rezensenten der tschechischen Fassung als „das bisher beste, sein Forschungsziel stringent verfolgende Buch eines tschechischen Autors zur Prager Deutschen Universität“ (S. 11) empfohlene und stark überarbeitete Übersetzung. Grundlage der Abhandlung sind die Auswertung der Archive in Prag sowie die Analyse des Schrifttums, der Forschungsschwerpunkte und der methodischen Ansätze. Ebenfalls hinlänglich berücksichtigt sind die publizistischen und archivalischen Materialien zur Einordnung und Bewertung des gesellschaftlichen Umfelds und der politischen Rahmenbedingungen. Wenn Robert Luft im Geleitwort der Reihe, in der die Monografie erschienen ist, die Forschungslage nur als recht übersichtlich beschreiben kann (denn substantielle Arbeiten zum Thema sind eigentlich erst ab dem Ende der 1990er Jahre zu verzeichnen und dann auch vor allem aus tschechischer Feder), so setzte die tschechische Fassung von K.s Buch zusammen mit der fast gleichzeitig erschienenen Arbeit von Pavel Kolář¹ gewiss einen Kontrapunkt zur Geschichtsschreibung über die Deutsche Universität in Prag (DUP).

Dieser als repräsentativ aufzufassende, weil genuin stark politikgebundene Ausschnitt aus der Geschichte der DUP zeigt nicht nur den Werdegang von Fachdisziplinen unter den Bedingungen gesellschaftlicher Faschisierung, Protektorat und Krieg auf, sondern schildert auch eindringlich das Verhalten von „Auslandsdeutschtum“ und die aus den Vorstellungen einer „Schicksalsgemeinschaft“ erwachsenden Beziehungen im Spannungsfeld von tschechoslowakischer Republik/Protektorat und Reich, in denen die DUP ihren Platz zu behaupten suchte. Natürlich muss dieses Thema auch und vor allem eine Abhandlung über die Durchdringung der universitären Landschaft mit dem nationalsozialistischen Ungeist sein.

K. nähert sich dem Problem der Ideologisierung der Geisteswissenschaften an der DUP, also an exponierter Stelle, konsequent und mit Bedacht. Im Mittelpunkt steht immerhin die Frage: Wie wissenschaftlich ist die Forschung unter den Bedingungen einer bewussten Hinwendung zum Nationalsozialismus überhaupt noch, und sind ihre Protagonisten als Forscherpersönlichkeiten in diesem Sinne gegenstandsberechtigt? Diese Frage ist nahezu eine eigene Disziplin und aus verschiedenen Gesichtspunkten und politischen Haltungen heraus durch die Forschung beleuchtet worden. Der Autor gibt sich mit verbreiteten Kate-

¹ PAVEL KOLÁŘ: Geschichtswissenschaft in Zentraleuropa. Die Universitäten Prag, Wien und Berlin um 1900, Leipzig 2008.

gorisierungen wie „Politisierung“ oder „weltanschauliche Prädestination“ nicht zufrieden, sondern schildert anschaulich am konkreten fachlichen Gegenstand die Entwicklung hin zu einem relativ homogenen Milieu nationalsozialistischer Gefolgschaft, die sich auf die Grundlagen der faschistischen Ideologie eingeschworen hat. Er zeigt jedoch durchaus unterschiedliche Verhaltensweisen gegenüber wissenschaftlichen Standards oder gar politischem Engagement auf, wie sie sich etwa bei Eduard Winter, dessen wissenschaftliche Kompetenz auch nach dem Krieg nie ernsthaft in Zweifel gezogen wurde, oder Joseph Pfitzner, der sich zum Stellvertretenden Bürgermeister Prags aufschwang und am Galgen endete, zeigten. Dabei sind sie keinesfalls Antipoden, sondern präsentieren durchaus differenzierte Entwicklungen und Verhaltensweisen bei formaler Einordnung in das gesellschaftlich-akademische System.

Auch weiß der Autor hier signifikante Unterschiede zwischen den Fächern aufzuzeigen, wenn etwa die Slawistik bestrebt war, sich größere Freiräume zu erhalten, und eine enge Zusammenarbeit mit der tschechischen akademischen Welt suchte. Trotzdem wurden in den Geisteswissenschaften alle Voraussetzungen dafür geschaffen, nach dem Oktober 1938 die DUP zu einem willigen Vollstrecker der nationalsozialistischen Ideologie zu machen, nicht zuletzt angetrieben durch das beständige Bemühen, dem Stigma einer Hochschule eher marginaler Bedeutung zu entfliehen.

Es handelt sich um eine gut lesbare und streng strukturgeschichtlich orientierte Arbeit. Die deskriptive Darstellungsform erleichtert die Orientierung und ermöglicht den schnellen Zugriff auf Informationen. Die Analyse wissenschaftlicher Tätigkeit steht in engem Bezug zur politischen Situation und vermittelt tiefe Einblicke in den Komplex „Wissenschaft und Nationalsozialismus“ sowie die Ideologisierung von Forscherpersönlichkeiten. Das zeigt sich deutlich in der Gliederung der Arbeit, die im Wesentlichen formalen Gesichtspunkten folgt. Den zeitlichen Abschnitten der Entwicklung der DUP, korrespondierend mit der politischen Entwicklung in der Tschechoslowakischen Republik und dem Deutschen Reich, werden Unterpunkte zugeordnet, die sowohl die strukturelle als auch die personelle Entwicklung der Disziplinen darstellen. Weitere Gliederungspunkte behandeln die methodische Entwicklung und die Wirksamkeit nationalsozialistischer Hochschul- und Wissenschaftspolitik. Zentral positioniert, vornehmlich für die Geschichtswissenschaft, aber durchaus auch für die anderen Fächer relevant, ist das methodische Problem der Volks- und Kulturbodenforschung, welche durch die Professoren Wilhelm Wostry und Joseph Pfitzner im Rahmen der Etablierung einer sudetendeutschen Geschichtsschreibung exponiert vertreten war. Hier zeigt der Autor exemplarisch das politische Potenzial dieser als Erkenntnisgewinn gewerteten neuen Methodik auf und stellt die in der Forschung immer einmal wieder erörterte Frage nach dem Wert und der Bewertung von Innovation in den Geisteswissenschaften, ohne freilich diesen Problemkreis theoretisch näher zu bearbeiten – was auch nicht die Aufgabe der vorgelegten Studie ist. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Kapitel „Die ‚neue Wissenschaft‘ im Großdeutschen Reich“, wo der Autor die Orientierung auf Südosteuropa als Forschungsgegenstand behandelt und damit den Problemkreis nationalsozialistischer Wissenschaftsstrategie über den Rahmen der DUP hinaus mit den Fragestellungen von Motivation und Bewertung durch die Politik verbindet.

Das Buch ist bebildert, hat ein Personenverzeichnis und eine Ortskonkordanz. Das Quellen- und Literaturverzeichnis bietet eine Auswahl geisteswissenschaftlicher Dissertationen an der DUP aus den Jahren 1918 bis 1945.

Rostock – Toruń

Ralph Schattkowsky

Jeffrey S. Kopstein, Jason Wittenberg: *Intimate Violence*. Anti-Jewish Pogroms on the Eve of the Holocaust. Cornell University Press. Ithaca – London 2018. X, 173 S. ISBN 978-1-5017-1525-9. (\$ 29,95.)

Die antijüdische Gewalt des Sommers 1941 in den vormals sowjetisch besetzten Gebieten Osteuropas, die im Zuge des „Unternehmens Barbarossa“ vom Deutschen Reich überfallen wurden, war in den vergangenen Jahren schon ein ergiebiges Forschungsfeld von Historikern, aber auch der Sozialwissenschaften. Hier kann man sich sowohl auf bahnbrechende Mikrostudien¹ als auch auf Überblicksarbeiten² stützen, die sich vor allem auf die Beschreibung dieser kontrovers diskutierten Ereignisse konzentriert haben³.

Vorliegendes Werk der beiden US-amerikanischen Politologen Jeffrey S. Kopstein und Jason Wittenberg analysiert nun mit Hilfe einer quantifizierenden Methode diese Pogrome im Gebiet der damaligen östlichen Woiwodschaften Polens, heute Belarus, Ostpolen und Westukraine. Die Studie geht der Frage nach, warum an manchen Orten nach dem Abzug der Roten Armee Gewalt gegen den jüdischen Teil der ansässigen Zivilbevölkerung ausbrach, an anderen hingegen nicht, und versucht diese Frage anhand der Wahlergebnisse von 1922 und 1928 sowie Volkszählungsstatistiken der Jahre 1921 und 1931 zu beantworten. In einer transregionalen Perspektive werden die nordöstlichen Provinzen Białystok und Polesien, wo Polen, Juden und Weißrussen lebten, sowie die Woiwodschaften Lwów, Tarnopol, Stanisławów und Wołyń mit einem starken ukrainischen Bevölkerungsanteil im Hinblick auf die Spezifika der Pogromorte miteinander verglichen.

Als theoretisches Gerüst dient den Autoren die soziologische Theorie der „ethnischen Rivalität“ Herbert Blumers, der sein Modell anhand der rassistischen Gewalt gegen die schwarze Bevölkerung in den US-amerikanischen Südstaaten der Nachkriegszeit entwickelte. Blumer zufolge war diese Gewalt besonders dort verbreitet, wo die schwarze Minderheit die weiße Mehrheit durch ihren lokalen Bevölkerungsanteil sowie die Popularität progressiver Parteien politisch herausforderte („perceived threat“). In ähnlicher Weise argumentieren Kopstein und Wittenberg, dass die Pogrome dort auftraten, wo die ethnische Rivalität zwischen Juden und der jeweiligen Mehrheitsbevölkerung am stärksten war, wo Juden einen relativ großen Bevölkerungsanteil stellten und für nationale Gleichstellung kämpften, was sich bei Wahlen in der Unterstützung für den Block der nationalen Minderheiten bzw. die ostgalizischen Zionisten äußerte. Den Autoren zufolge war nicht die vermeintliche jüdische Unterstützung der Kommunisten ausschlaggebend für den Ausbruch von Pogromen. Auch sozio-ökonomische Rivalität spielte, zumindest in den mehrheitlich polnisch besiedelten untersuchten Regionen keine Rolle, sondern die Gewalt ereignete sich dort, wo bereits vor dem Krieg antisemitische, nationalistische Parteien gewählt worden waren und gleichzeitig der jüdische Nationalismus vergleichsweise stark verbreitet gewesen war. Dies kumuliert in der Aussage „fewer nationalist Jews would have meant fewer pogroms overall“ (S. 55), was suggeriert, dass die späteren Opfer 1941 noch irgendeine Art von Handlungsspielraum gehabt hätten und sie nicht Opfer antisemitischer Gewalt geworden wären, hätten sie eine andere politische Einstellung vertreten. Zwar verwehren sich die Autoren explizit dagegen, die Opfer selbst für die Gewalt verantwortlich zu machen, jedoch wirft dieser Erklärungsansatz mehr Fragen auf, als er beantwortet, da ja auch

¹ JAN TOMASZ GROSS: *Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne*, München 2001.

² WITOLD MEDYKOWSKI: *W cieniu gigantów. Pogromy w 1941 r. w bylej sowieckiej strefie okupacyjnej* [Im Schatten der Giganten. Die Pogrome 1941 im ehemaligen sowjetischen Besatzungsgebiet], Warszawa 2012.

³ MIROSLAW TRYCZYK: *Miasta śmierci. Sąsiedzkie pogromy Żydów* [Todesstädte. Nachbarschaftspogrome an Juden], Warszawa 2015; ANNA BIKONT: *My z Jedwabnego* [Wir aus Jedwabne], Warszawa 2004; PAWEŁ MACHCEWICZ, KRZYSZTOF PERSAK (Hrsg.): *Wokół Jedwabnego* [Rund um Jedwabne], Warszawa 2002.

Personen, die nicht die von ihnen angesprochene politische Ansicht teilten, und sogar Kinder ermordet wurden.

Zwar stellen die Autoren fest, dass etwa in Białystok und Polesien in Orten mit starker kommunistischer Wählerschaft Pogrome kaum einen Nährboden fanden. Hier wird jedoch übersehen, dass die antisemitisch gefärbte Wahrnehmung der Täter entscheidend für ihre späteren Handlungen war, auch im Hinblick auf den Vorwurf der jüdischen Unterstützung für den Kommunismus. Wenn etwa Polen, wie in der Studie beschrieben, im Sommer 1941 nach dem Abzug der Roten Armee interimsmäßig Funktionen in Verwaltung und Polizeiwesen übernahmen, wieso hätten sie Juden als unmittelbare Bedrohung wahrnehmen sollen? Diese waren durch den Einmarsch der deutschen Armee keine „strong targets in weak moments“,⁴ sondern nun unmittelbar in der Defensive und hatten auch zuvor im Rahmen der sowjetischen Besatzung kaum jüdisch-nationalistische Forderungen gestellt, weshalb das Konzept der „ethnischen Rivalität“ als Erklärung für die Gewalt hier nicht vollständig greift.

Die Kontextualisierung demografischen Materials und der 1941 verübten Gewalt gelingt den Vf. im Falle Ostgaliziens weniger gut als in der nordöstlichen Vergleichsregion, weil hier die ukrainische Bevölkerungsgruppe die Wahlen im Polen der Zwischenkriegszeit weitgehend boykottiert hatte und das Quellenmaterial so wenig aussagekräftig ist.

Überdies definieren die Autoren „Pogrom“ nur unzureichend, da doch gerade für die Westukraine gezeigt wurde, dass viele ukrainische Täter Teil paramilitärischer nationalistischer Einheiten wie der Ukrainischen Aufstandsarmee oder der „SS Galizien“ waren und sich bei den Pogromen Militär und Zivilisten als Täter ergänzten.⁵ So werden in der Studie – einigermaßen widersprüchlich zur eigenen Definition – auch ukrainische Polizisten als Täter erwähnt, und es wird auf die militärische Verbindung zwischen dem Deutschen Reich und der Organisation Ukrainischer Nationalisten hingewiesen (S. 89). Nicht umsonst erwähnen die Autoren, dass die Einbeziehung jener paramilitärischen Gewalt ihre Forschungsergebnisse verzerrt hätte (S. 112).

Ähnlich wie Randall Collins anhand seines Konzepts der „violent few“⁶ betonen die Autoren den Ausnahmecharakter kollektiver Gewalt sowie das Chaos und die Straflosigkeit dieser Übergangsperiode, in der die Pogrome stattfanden (S. 17). Der Versuch, Gewalt ausschließlich mit rationalen Mitteln zu erklären, ist nur bedingt zielführend, da das Wahlverhalten rund zwanzig bzw. zehn Jahre zuvor die situative Natur dieser Pogromgewalt nicht erklärt und unmittelbare Faktoren wie der vorhergehende Machtwechsel, der auch in Blumers Modell der „ethnischen Rivalität“ nicht vorkommt, ausgeblendet werden. Gerade in der untersuchten Region war dieser Auftakt der Vernichtung der Juden von interethnischen und vor allem persönlichen bzw. privaten Beziehungsgeflechten geprägt, die die Gewaltdynamik vor Ort bestimmten, welche entgegen des Titelstichworts der „intimen Gewalt“ von den Autoren nicht in Betracht gezogen wird.⁷ Dabei ist der emotionsgeschichtliche Ansatz in Bezug auf ethnische Gewalt, die sich nie in Gänze rational erklären lässt, durchaus lohnenswert, wie etwa die polnisch-ukrainischen Massaker 1943/44 zeigen.⁸

So kann das hier präsentierte Modell trotz interessanter Detailergebnisse, wie der ungewöhnlich starken politischen und demografischen Polarisierung Jedwabnes in der Zwischenkriegszeit, nicht überzeugen, weil es den Schritt vom Wahlverhalten hin zu der Ent-

⁴ DONALD L. HOROWITZ: *The Deadly Ethnic Riot*, Berkeley 2001, S. 148.

⁵ KAI STRUBE: *Deutsche Herrschaft, ukrainischer Nationalismus, antijüdische Gewalt. Der Sommer 1941 in der Westukraine*, Berlin 2015.

⁶ RANDALL COLLINS: *Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie*, Hamburg 2011, S. 558.

⁷ OMER BARTOV: *Anatomy of a Genocide. The Life and Death of a Town Called Buczacz*, New York 2018.

⁸ TIMOTHY SNYDER: *The Reconstruction of Nations. Poland, Ukraine, Lithuania, Belarus 1569–1999*, New Haven u. a. 2003.

scheidung, Gewalt gegen jüdische Nachbarn, Bekannte und Passanten auszuüben und ganze jüdische Gemeinschaften auszulöschen, nicht schlüssig erklären kann. Zahlen und Daten spiegeln nicht unbedingt die menschliche Wahrnehmung wider: Ob Juden tatsächlich die Kommunisten unterstützten, ist dabei irrelevant, entscheidend ist vielmehr die Vorstellung der jeweiligen Mehrheitsbevölkerung darüber in einer Atmosphäre der Straflosigkeit.

Diese Schwächen einer alleinigen Analyse von konkreten lokalen Vorbedingungen treten umso mehr zutage, wenn man die Befunde der Vf. mit der antisemitischen Gewalt kontextualisiert.

Insofern würde die Betrachtung antisemitischer Gewalt in der Region *per se* in einer Langzeitperspektive weitere Erkenntnisse versprechen. Dies gilt insofern, als es in zahlreichen Orten schon Jahrzehnte zuvor, etwa im Zuge der militärischen Konflikte Polens mit der Westukrainischen Volksrepublik und Sowjetrussland 1918–1920, zu zahlreichen Pogromen gekommen war. Des Weiteren hätte man die unmittelbaren Faktoren – wie den Machtwechsel, die Gruppendynamik im Pogromgeschehen oder das jeweilige Verhalten der deutschen Truppen bzw. der Zivilbevölkerung vor Ort – näher zu beleuchten versuchen können, um dieser komplexen Thematik gerecht zu werden.

Wien

Eva Reder

Barry H. Cohen: Opening the Drawer. The Hidden Identities of Polish Jews. Photographs by Witold Krassowski. Vallentine Mitchell. London – Portland, OR 2018. 323 S., zahlr. Ill. ISBN 978-1-910383-81-0. (£ 17,50.)

Der in London ansässige Journalist Barry Cohen hat Gespräche mit mehreren Dutzend Zeuginnen und Zeugen des 20. und 21. Jh. aus Polen geführt, denen – in C.s Begrifflichkeit – eine „verborgene Identität“ zueigen gewesen sei, denn ihnen war nicht bekannt oder bewusst, dass sie einen jüdischen Familienhintergrund hatten. Seit 1989/90 ist das öffentlich vollzogene Wiederanknüpfen an jüdische Wurzeln ein wiederkehrendes Thema in der polnischen Publizistik. Mittlerweile engagieren sich dafür eine Vielzahl von Vereinen, Zeitschriften und kulturellen Initiativen, denen sich nicht zuletzt auch jene anschließen können, die erst kürzlich erfahren haben, dass sich unter ihren Vorfahren Jüdinnen und Juden befanden.

Damit die Aussagen aus den Gesprächen besser eingeordnet werden können, gibt eingangs Antony Polonsky, *spiritus rector* des POLIN-Museums der polnischen Juden, einen („Foreword“ genannten) elfseitigen kundigen Überblick über polnisch-jüdische Zeitgeschichte und den gegenwärtigen Stand polnisch-jüdischer Befindlichkeiten. Die „Wiederherstellung [re-creation] jüdischen Lebens in Polen“ begreift er als eine schier übermenschliche Anstrengung. Er plädiert dafür, sich von apologetischen Geschichtsbildern zu verabschieden und die Bemühungen um eine sorgfältige und gründliche Erforschung des polnisch-jüdischen Verhältnisses fortzusetzen; Ziel müsse, so Polonsky, eine „Normalisierung sowohl der bei Polen anzutreffenden Einstellungen über die Vergangenheit als auch der polnisch-jüdischen Beziehungen“ sein (S. xvii f.).

In seiner Einführung berichtet C. über seine eigene Familie, die sich auf Wurzeln in einem polnischen Stetl bezog, das er wiederfinden wollte. Auf der dafür unternommenen Reise habe er erfahren, dass nach dem Ende des Kommunismus „immer mehr Polen ihre jüdischen Vorfahren entdecken und erforschen würden“ (S. 2). Nachdem er wissenschaftliche Expertise eingeholt hatte, nahm das Vorhaben Gestalt an, jene zu befragen, die Erfahrungen dieser Art gemacht hatten – um sie darüber berichten zu lassen, wie dies ihr Leben veränderte.

Die Interviewten gehören drei Generationen an: Gespräche wurden mit 12 betagten Personen geführt, welche die Schoah als Kinder überlebt hatten, sodann mit 20 nach Krieg und Besatzung in der Volksrepublik Polen Aufgewachsenen und mit 21 von der postkommunistischen Demokratie Geprägten. Jede dieser Generationen stand einer spezifischen

polnischen Umwelt gegenüber, die ihr Leben geformt hat. Die hier veröffentlichten, jeweils mit einem ganzseitigen Porträtfoto des Fotografen Witold Krassowski versehenen biografischen Aussagen umfassen zwischen drei und neun Seiten. Sie legen anhand individueller Erfahrungen Zeugnis ab von den Verwerfungen, denen die Geschichte der Menschen in Polen in den letzten 100 Jahren ausgesetzt war. Da sich C. stets der Hilfe von Dolmetschern bedienen musste, war dies ein ehrgeiziges und mutiges Unterfangen, bei dessen Realisierung zahlreiche Hürden zu überwinden waren.

Der erste Abschnitt ist mit „Kinder des Holocaust“ überschrieben. Die Kinderüberlebenden erzählen C. von den Umständen ihrer Rettung, die sie gewöhnlich der (Mit-)Hilfe nichtjüdischer Landsleute verdanken; von Eindrücken und Episoden, in denen ihnen das Verborgene ihrer Herkunft erstmals bewusst wurde; von ihren (gewöhnlich) polnischen Ehefrauen/-männern, der katholischen Erziehung gemeinsamer Kinder; ihrem Verhältnis zum Religiösen. Einen außergewöhnlichen Fall bietet die Biografie von Romuald Jakub Weksler-Waszkinel, den seine leibliche Mutter einer polnischen Frau übergeben hatte, um ihm das Überleben zu ermöglichen. Später wurde er katholischer Priester, und nachdem er von seiner Herkunft erfahren hatte, bemühte er sich darum, beide Identitätsressourcen in sich zu vereinen; seit 2009 lebt er als Katholik in Israel und engagiert sich im Rahmen der Erinnerungsarbeit von Yad Vashem (S. 28).

Der zweite Abschnitt handelt von jenen, die in der Volksrepublik – oft als Kinder überzeugter Kommunisten – groß geworden sind, wobei üblicherweise ein Elternteil katholisch war. So verwundert es nicht, dass der Prozess der Bewusstwerdung der eigenen jüdischen Herkunft und die damit verbundenen Befürchtungen, die in der antisemitischen Kampagne 1968 kulminierten, eine wichtige, schmerzhaft Rolle spielen. Viktoria Korb, 1945 in Kasachstan als Tochter eines Flüchtlings geboren, dann in Breslau und Warschau aufgewachsen, verließ Polen 1968. Schließlich ließ sie sich in West-Berlin nieder, wo sie studierte und promoviert wurde. Sie arbeitete für die UNO und für die deutsche Entwicklungshilfe, später war sie für polnische und deutsche Medien tätig. Für die inzwischen Verstorbene war Berlin ebenso zum Dreh- und Angelpunkt geworden wie für ihre auf Erfahrungen in Deutschland, Polen, Tschechien und Israel zurückblickenden Verwandten. In der dritten Generation schließlich war die Sozialisation schon auf völlige Assimilation ausgerichtet. Freilich blieb bei den in kommunistischen Milieus Herangewachsenen häufig eine abweichende Einstellung zum Religiösen bestehen. Eryk Kowalskis Großvater väterlicherseits war als polnischer Jude aus dem „Dritten Reich“ ausgewiesen worden und überlebte als Flüchtling in der Sowjetunion, nach Kriegsende ließ er sich in Stettin (Szczecin) nieder. Kowalskis jüdische Mutter war nicht religiös, doch sein Vater ließ seine Kinder taufen. „Die meisten Juden sind getauft“, erklärt Kowalski. „Aber ich bin vor einem sehr areligiösen Hintergrund aufgewachsen“ (S. 316). Inzwischen hat er sich der jüdischen Religion zugewandt und denkt daran auszuwandern, weil es ihm schwer fällt, in Polen eine jüdische Ehepartnerin zu finden. Was die Zukunft der jüdischen Gemeinschaft in Polen angeht, der sich nur einige Tausend seiner Landsleute zugehörig fühlen, ist er pessimistisch.

Am Ende stellt der Interviewer fest, dass für ihn das POLIN-Museum, das sich der untergegangenen Welt der Juden in den polnischen Landen widmet, „das bedeutendste Symbol für die Erneuerung jüdischen Lebens in Polen“ sei (S. 6). Dies taugt als Zustandsbeschreibung, scheint jedoch kaum eine ausreichende Basis für die nachhaltige Renaissance jüdischen Lebens an Weichsel, San und Bug zu sein. Ernüchternd ist zudem C.s Bekenntnis, dass die mit dem Wahlsieg einer „autoritären, populistischen“ Partei seit 2015 eingetretenen politisch-atmosphärischen Veränderungen einige derjenigen, die sich zunächst für ein Interview bereit erklärt hatten, „gezwungen hatten“, ihre Zusage wieder zurückzuziehen. Dies kann den Wert der von C. gesammelten 53 Kurzbiografien aber wohl nur unwesentlich schmälern. Sie können als Momentaufnahmen einer facettenreichen polnisch-jüdischen Identität im zweiten Jahrzehnt des 21. Jh. auch wissenschaftlichen Fragestellungen dienlich sein.

Marie Bader: Life and Love in Nazi Prague. Letters from an Occupied City. Hrsg. von Kate Ottevanger und Jan Lániček. Bloomsbury. London u. a. 2019. 292 S., III., graph. Darst. ISBN 978-1-78831-256-1. (£ 20,-.)

Marie Bader and Ernst Löwy were second cousins and had been long-time family friends, but the deaths of their spouses in 1936 and 1939 brought them closer together and kindled a passionate love affair between the two. There was only one problem. By this time, they found themselves in different cities in war-torn Europe. To escape German occupation in 1938, Marie and Ernst had both fled their hometown of Karlsbad (then part of the Sudetenland) and sought refuge in Prague. However, from there, Ernst travelled on to Thessaloniki to be with his daughter and son-in-law. Their great romance thus played out entirely in the letters that Marie and Ernst sent to one another between the years of 1940 and 1942. Both were murdered in the course of war and Shoah; Marie at an unknown location in eastern Poland, Ernst in Auschwitz-Birkenau.

Kate Ottevanger, Marie's granddaughter, and her son discovered 154 of the letters written from Marie to Ernst decades later in their attic, and *Life and Love in Nazi Prague* presents a selection of these letters for the first time. Ottevanger translated the letters and edited the volume together with Jan Lániček. Regrettably, the conversation is one-sided, as Ernst's letters to Marie did not survive the war. But seldom does such detailed correspondence from anyone during that time period surface. As such, these letters offer a trove of information and reflections from a remarkable woman.

The book divides the letters into four time periods, each section begins with brief background information from the editors to situate Marie's letters in their broader historical context. The first section presents letters written between October 1940 and April 1941. After a gap in correspondence, presumably due to Germany's invasion of Greece in April 1941, the second set of letters covers the period from June to September 1941. The first two sets of letters reflect upon the difficulties Marie faced as a German-speaking, Jewish refugee in Prague. And yet they are notable for their determined, even cheerful, optimism that she would soon be reunited with Ernst.

With Reinhard Heydrich's arrival as Acting Reich Protector in Bohemia and Moravia in September 1941, the plight of Jews in Prague worsened considerably. Readers thus note a marked shift in tone in the third set of letters, written between September 1941 and January 1942. It was during this time that deportations of Czech Jews to Poland and Theresienstadt began. The final set of letters covers the period from January 1942 until Marie's deportation to Theresienstadt in April 1942.

As Lániček remarks in the introduction, a detailed social history of Jewish life in the Protectorate of Bohemia and Moravia has yet to be written. Marie's letters will surely serve as an important source base in this future endeavor. More than that, however, this book will be an important resource for scholars making other inquiries in Holocaust history—most notably: sexuality and the Holocaust, Jewish agency in the Holocaust, and transnational histories of the Holocaust.

Marie freely and unapologetically expressed her love for Ernst in her letters, despite the fact that some of the letters first passed through her cousin in New York. Moreover, fully aware that her letters were to pass under the careful eye of censors, Marie often explicitly addressed the "respected Herr Censor," hoping flattery might help her letters make it through (p. 126). The letters paint a portrait of a woman of her own making, a woman in control who looked ahead to brighter days with steadfast determination. Through their correspondence, Marie and Ernst created an alternative world together that sustained them through an era of great hardship. Furthermore, the letters are indicative of the transnational networks of correspondence that existed between Jews in Europe and abroad at this time. From Prague, Marie sent and received letters and parcels from Thessaloniki, Vienna, New York, Lodz, Hilversum, and beyond.

Despite the censorship, and Marie's own self-policing, her letters become more explicit over time and reveal a wealth of detail—about political developments in Prague, relations

between Prague Jews and refugees from the Sudetenland, about the *Kultusgemeinde* and its regulation of Jewish life in Prague, the start of deportations, and even about the fates of Jews in Theresienstadt and Poland. Marie was surprisingly well informed, and censors allowed a great amount of information to pass through.

But Marie often wrote ambiguously and employed code names for people and places purposely to mislead the censors. This is where Ottevanger's and Lániček's editorial work is most impressive. They carefully decoded Marie's writing, providing helpful footnotes to render her most urgent but disguised messages comprehensible for readers today. For example, Marie referred to her daughters as "the cousins" and spoke of visiting the "Ashkenazis" and the "Lichtmanns" to indicate the destination of some deportations to Poland. Deciphering this type of language would have been difficult for independent scholars and general readers on their own.

The editors have interspersed many photos throughout the text, which add a welcome visual component to the book. Several photos of the letters themselves would also have been a welcome addition, especially as Marie's letters switched from typed to hand-written after she was forced to relinquish her typewriter. Additionally, the editors might have employed more footnotes in the introduction to point readers to relevant scholarship and sources and to place Marie's letters in their broader historical and historiographical contexts. However, on the whole, these minor comments do not detract from the significance of the book for Holocaust scholarship.

Ottevanger has done us a great service by bringing her grandmother's story to our attention. This book offers a rare account of a Jewish woman during this era. Marie Bader's letters should rank among the diaries of Victor Klemperer and Willy Cohn when scholars and instructors reach for detailed sources on the everyday life of victims in Nazi Europe. *Life and Love in Nazi Prague* is an inspiring example of the best that can happen when scholars and presses work together with family members to bring these important stories to light.

Greensboro

Teresa Walch

Tomasz Żukowski: Wielki Retusz. Jak zapomnieliśmy, że Polacy zabijali Żydów. [Die große Retusche. Wie wir vergaßen, dass die Polen Juden töteten.] Wielka Literatura. Warszawa 2018. 430 S., Ill. ISBN 978-83-8032-296-7. (PLN 49,90.)

Tomasz Żukowski, Literaturhistoriker am Institut für Literaturforschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften, hat zahlreiche Forschungen zum öffentlichen Diskurs über die polnisch-jüdischen Beziehungen vorgelegt. Auch in seiner jüngsten Studie geht es um Funktionen der Bilder über Jüdinnen und Juden und ihre Rolle bei der Definition der polnischen Identität.

Das Buch handelt deshalb nicht primär von der Realgeschichte antijüdischer Gewalt seitens der Polinnen und Polen, vielmehr beschreibt es, wie es dazu kam, dass die polnische Gesellschaft die aggressive Haltung vieler Polinnen und Polen gegen Jüdinnen und Juden aus ihrem kollektiven Gedächtnis verdrängt hat. Im Vordergrund der Analyse steht dabei insbesondere die polnische Gewalt gegen die jüdischen Landsleute während des Zweiten Weltkriegs.

Die Polinnen und Polen bezeichnen sich heutzutage gern als Verteidiger der Jüdinnen und Juden. Diese Behauptung ist nicht nur Teil staatlicher Geschichtspolitik, sondern wird auch durch zahlreiche Veröffentlichungen und Filmproduktionen bestätigt, die in den letzten Jahren entstanden sind. In diesem Diskurs wird der Eindruck vermittelt, beide Gruppen hätten stets in Harmonie und gegenseitigem Respekt gelebt. Die Wahrheit sieht jedoch definitiv anders aus: Ż. verweist in seiner Studie auf zahlreiche Publikationen polnischer Holocaustforscher – u. a. von Dariusz Libionka, Jan Grabowski und nicht zuletzt Jan Tomasz Gross. Laut Ż. hätten die Werke dieser und anderer Forscherinnen und Forscher, die seit 2000 in Polen auf die Veröffentlichung von Gross' *Sziedzi* (Nachbarn) folgten,

ausreichend Gelegenheit gegeben, sich über die antijüdische Gewalt seitens der Polinnen und Polen, die Denunziation von Jüdinnen und Juden, den Raub ihres Eigentums und darüber hinaus über das Ausmaß dieser Phänomene zu informieren. Gerade angesichts dieses grundsätzlich vorhandenen Wissens sollte sich die These vom polnischen Heldentum als einziger oder häufigster Haltung während des Zweiten Weltkriegs eigentlich nur schwer aufrechterhalten lassen.

Ausgehend von dieser These untersucht der Vf. die Anstrengungen, die die polnische Gesellschaft unternimmt und unternommen hat, um das Wissen über die tatsächlichen polnisch-jüdischen Beziehungen während des Krieges nicht wahrzunehmen. Er meint, dass die polnische Gesellschaft immer noch nicht rational verinnerlicht habe, was eigentlich während des Holocaust passiert ist und was genau die Mitschuld der Polinnen und Polen daran ausmacht. Dies liege u. a. daran, dass die polnische Kultur seit langem darauf abziele, den „guten Namen“ oder eher das polnische Wohlbefinden zu bewahren. Wesentliche Grundlage für dieses Phänomen sei, dass kulturelle Erzeugnisse verwischten, was Polinnen und Polen der jüdischen Bevölkerung während des Holocaust angetan haben.

Ž.s Studie zeigt, dass das Schweigen über die Teilnahme der Polinnen und Polen an der Shoah und die Betonung der Hilfe, die sie den verfolgten Jüdinnen und Juden geleistet hätten, keinesfalls eine Tendenz der letzten Jahre ist. Der Autor belegt anhand von zahlreichen Quellen wie Filmen, Theaterstücken und Büchern, wie die polnische Gesellschaft – teilweise unbewusst – sich selbst für unschuldig erklärt hat. Schon ab den 1940er Jahren entwickelten sich typische Muster der Reinwaschung. Ein Beispiel ist der 1942 veröffentlichte Text „Protest“ von Zofia Kossak-Szczucka, der Initiatorin der Untergrundorganisation Rada Pomocy Żydom (Rat für die Unterstützung von Juden), kurz „Żegota“.

Das Buch ist nicht wirklich eine Monografie, sondern besteht aus fünf in sich abgeschlossenen und teils schon früher publizierten Kapiteln, die sich bestimmten Werken und Themen widmen. Vielleicht deshalb verfügt es weder über ein Register noch über Literaturangaben. Basierend auf diesen Texten zeigt Ž., wie Mythen, die dazu dienen, das Bild der Polinnen und Polen zu retuschieren, geschaffen, bearbeitet und transformiert werden. Er prüft, wie und wo Stereotypen in den Kanon der Erinnerung an die polnisch-jüdischen Beziehungen eingehen und welche Konsequenzen dies hat. Dabei analysiert er die Art und Weise, wie Figuren von Polinnen und Polen und Jüdinnen und Juden dargestellt wurden – die Beziehungen zwischen ihnen, ihre Übereinstimmung mit der historischen Wirklichkeit und die Reaktion der Öffentlichkeit.

So liefert das Buch eine Erzählung über den jahrzehntelangen Aufbau des Selbstbilds der Polinnen und Polen als „Gerechte unter den Völkern“, für dessen Aufrechterhaltung unangenehme Fakten unter den Teppich gekehrt wurden. Die Kulturproduktion stellte dieses Muster ungeachtet politischer und ideologischer Differenzen und Haltungen kaum je in Frage. Auch ein 1967 von Władysław Bartoszewski und Zofia Lewinówna publizierter Sammelband¹ präsentiert die polnischen „Gerechten“ als *pars pro toto* der ganzen Nation, postulierte die Hilfe für Jüdinnen und Juden als soziale Norm, hob die Solidarität mit verfolgten Jüdinnen und Juden hervor, marginalisierte antijüdische Gewalt seitens der Polinnen und Polen, akzentuierte eine Unmöglichkeit realer Hilfe für Jüdinnen und Juden, den beispiellosen Terror im besetzten Polen, sprach von der Symmetrie der Leiden und wies auf die militärische Hilfe des polnischen Untergrunds für jüdische Aufständische sowie nicht zuletzt die Gleichgültigkeit der Alliierten trotz polnischer Hilfeaufrufe hin. Im Grunde waren damit alle Topoi des Diskurses prominent benannt.

Es ist Ž.s Verdienst, die historischen Wurzeln dieser auch heute geltenden Diskurspraktiken und -inhalte über die Haltung der Polinnen und Polen im Holocaust präzise herausgearbeitet zu haben. Seine Untersuchung ist kühne und kompromisslose Wissenschaft

¹ WŁADYSŁAW BARTOSZEWSKI, ZOFIA LEWINÓWNA (Hrsg.): Ten jest z ojczyzny mojej. Polacy z pomocą Żydom 1939–1945 [Dieser ist aus meinem Vaterland. Polen als Helfer von Juden 1939–1945], Kraków 1967.

mit gesellschaftspolitischer Relevanz, gerade weil sie vor Ikonen des Liberalismus nicht Halt macht.

Berlin

Marta Ansilewska-Lehnstaedt

Joanna Ostrowska: Przemilczane. Seksualna praca przymusowa w czasie II wojny światowej. [Verschwiegen. Sexuelle Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkriegs.] Marginesy. Warszawa 2018. 461 S., Ill. ISBN 978-83-65973-73-3. (PLN 44,90,-)

Anne S. Respondek: „Gerne will ich wieder ins Bordell gehen ...“. Maria K.'s „freiwillige“ Meldung für ein Wehrmachtsbordell. Marta Press. Hamburg 2019. 280 S., Ill. ISBN 978-3-944442-73-0. (€ 34,-)

Zu besprechen sind zwei Bücher, bei denen ich zuerst annahm, dass sie nur das Thema verbinde. Beide widmen sich der Zwangsprostitution im Zweiten Weltkrieg, mit alleinigem oder deutlichem Fokus auf die polnischen Gebiete. Doch bei der Lektüre musste ich feststellen, dass sie noch mehr gemeinsam haben. Sie machen beide auf mehreren Ebenen nachdenklich: bezüglich des aktuellen Buchmarkts, dessen Ausdifferenzierung und sprachliche Gebundenheit sowie des Umgangs mit akademischen Gepflogenheiten.

Zu besprechen ist zum einen ein Buch, das in einem deutschen Kleinverlag erschienen ist, Marta Press in Hamburg, der sich nach eigener Angabe auf feministische Diskurse und gesellschaftskritische Themen fokussiert. Dort erschien 2019 die Masterarbeit von Anne S. Respondek, die sie an der TU Dresden, am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, geschrieben hat. Die Publikation einer Masterarbeit ist nichts Ungewöhnliches mehr, offerieren doch zahlreiche Verlage Absolvent:innen die Möglichkeit (größtenteils gegen einen Druckkostenzuschuss), ihre Forschungsergebnisse zu publizieren. Nicht immer ist das sinnvoll, da studentische Qualifikationsarbeiten doch speziell in ihrem Charakter sind. Doch sind sie gedruckt, unterliegen sie den Regeln der Fachkritik, umso mehr, wenn der Autor oder die Autorin einen weiteren wissenschaftlichen Abschluss anstrebt und erste Ergebnisse damit sichtbar machen will. Dies ist auch der Fall bei R., die in demselben Themenfeld eine Dissertation anstrebt. Die Masterarbeit fokussiert eine – mir aus meinen eigenen Forschungen wohlvertraute – Akte aus den Beständen des Staatsarchivs Poznań (Posen), anhand derer nachzuvollziehen ist, wie eine junge Frau von den NS-Behörden in das vor Ort aufgebaute Prostitutionssystem gedrängt wird.

Das zweite Buch stammt von Joanna Ostrowska und wurde 2018 im Warschauer Verlag Marginesy publiziert, der in seinem historischen Segment eine Sparte mit Biografien, Tagebüchern etc. unterhält, aber insgesamt stärker als wissenschaftliche Fachverlage auf einen breiteren Verkauf abzielt. Promoviert wurde die Vf. zu einem anderen, doch verwandten Thema: *Seksualność w warunkach opresji i poetyka jej reprezentacji* [Sexualität unter den Bedingungen von Unterdrückung und die Poetik ihrer Repräsentation] lautet der Titel ihrer Dissertation an der Jagiellonen-Universität, betreut von der Filmwissenschaftlerin Małgorzata Radkiewicz. O., die als Publizistin und Dramaturgin arbeitet, hat inzwischen einige Bücher vorgelegt, u. a. zu den homosexuellen Opfern des Nationalsozialismus und mit dem hier zu besprechenden Werk *Przemilczane* [Verschwiegen] zur „sexuellen Zwangsarbeit“ im Zweiten Weltkrieg. Dabei behandelt O. unterschiedliche Orte und Formen des NS-Prostitutionssystems an verschiedenen Orten des besetzten Europas – aber mit Fokus auf Polen – und unter Einbezug der unterschiedlichen Bordelltypen. So hat sie das Prostitutionssystem für Wehrmacht und SS im Blick, die Bordelle für Zwangsarbeiter, aber vor allem die Einrichtungen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern, auf die das Buch einen deutlichen Schwerpunkt legt. O.s Buch hat in Polen einige Aufmerksamkeit erhalten, entsprechend der allorts zu beobachtenden medialen Logiken, dass ein historisches Tabu postuliert werden muss, um über Neuerscheinungen berichten zu können.

Zum kommerziell ausgerichteten Buchmarkt gehören solche Gepflogenheiten offenbar inzwischen dazu. In Anerkennung jenes publizistischen Subsystems kann man sich aber

doch mitunter die Frage stellen, ob das sein muss, oder anders formuliert: Wo endet Marketing und wo wird die Wissenschaftlichkeit aufgrund des Gewinnerzielungsdrucks der Marktförmigkeit preisgegeben? Kann ein Buch, das auf den gleichen Quellenbeständen, die andere Forscher:innen in anderen Ländern benutzt haben und deren Bücher schon seit Jahren auf dem Markt sind, als tabubrechende Neuheit beworben werden? Wieviel Zusammenfassen anderer Forschungsarbeiten, auch in populärwissenschaftlich angelegten Büchern, ist legitim, wieviel Übersehen anderer Forschungsliteratur? Beide Bücher sind in dieser Hinsicht auffällig.

R. behauptet einleitend, dass „das Thema der Wehrmachtsbordelle [...] ein bis heute in der Forschung wenig beachteter Gegenstand der Betrachtung“ sei (S. 9), um zwei Seiten später davon zu sprechen, dass eine „wissenschaftliche Bearbeitung der Akte meines Wissens noch nicht stattgefunden“ (S. 11) hat. Beides ist nicht im Geringsten zutreffend. Literaturkenntnis schützt bekanntlich vor Neuentdeckung. Leider kompensiert der Rest des Buches nicht die irreführende Prämisse durch erzählerische Eleganz oder neue Argumente. Es folgt eine eng am empirischen Material verbleibende Arbeit, die sich selten von der Nacherzählung der Akte lösen kann und ebenso selten eine Verknüpfung mit Teilen der bestehenden Forschungsliteratur herstellt, während andere Teile der Forschungsliteratur unkommentiert ausgespart wurden, darunter alle Aufsätze und Bücher, die das Prostitutionssystem in den besetzten polnischen Gebieten behandeln. Dies gilt für O.s hier besprochenes Buch, für einen Aufsatz Jan Grabowskis aus dem Jahr 2010¹ und für alle Publikationen, die ich selbst zum Themenfeld veröffentlicht habe, darunter das 2015 erschienene Buch *Kriegsbeziehungen*², das eines von drei Kapiteln dem Prostitutionssystem widmet – und u. a. auf die erwähnte Akte zurückgreift.

Auch O. spricht hinsichtlich der sexuellen Zwangsarbeit von einem Tabu. Sie schreibt mit dem – durchaus sympathischen – politischen Anspruch, den Opfern eine Stimme zurückzugeben. Dementsprechend haben zahlreiche der kürzeren Kapitel lediglich Vornamen als Titel. Das Buch ist in einem ansprechenden Stil geschrieben, sodass von einer gelungenen massenkompatiblen Aufbereitung und mit einigen neuen Materialien angereicherten Neuerzählung eines an zahlreichen anderen Orten bereits beforschten Themas für den polnischen Sprachmarkt gesprochen werden könnte, wären da nicht angesichts des durchgängigen Gestus des Innovativen und des ersten Erforschens irritierende Momente: die seitenlangen Passagen ohne Fußnoten, die dem nicht in der Literatur kundigen Lesenden nicht immer klar machen, ob das Geschriebene auf eigenen Forschungen basiert oder (ebenfalls) ein Rückgriff auf die an anderen Stellen ausgeflaggten Arbeiten Anderer ist; die summarischen Fußnoten, aus denen nur zu erfahren ist, dass auf vierzig Seiten eines anderen Buches referiert wird; die gewählten Archivquellen, die in der einschlägigen Forschungsliteratur schon berücksichtigt wurden. Beide Bücher geben also systemisch zu denken. Inhaltlich verbindet sie, obwohl im Stil und wissenschaftlichen Gehalt doch unterschiedlich, dass beide den Zwangsaspekt sehr stark betonen, und Agency-Konzepte, wie in der angelsächsischen Forschungsdebatte mitunter (über)betont, gar nicht oder kaum reflektiert werden.

Augsburg

Maren Röger

¹ JAN GRABOWSKI: *Prostytucja w okupowanej Warszawie i w Dystryktie (1939–1945)* [Prostitution im besetzten Warschau und im Distrikt], in: JOLANTA ŻYNDUL, SZYMON RUDNICKI (Hrsg.): *Parlamentaryzm, konserwatyzm, nacjonalizm. Sefer jowel. Studia ofiarowane Profesorowi Szymonowi Rudnickiemu*, Warszawa 2010, S. 271–289.

² MAREN RÖGER: *Kriegsbeziehungen. Intimität, Gewalt und Prostitution im besetzten Polen 1939 bis 1945*, Frankfurt am Main 2015.

Jana Fuchs: Städtebau und Legitimation. Debatten um das unbebaute historische Warschauer Zentrum, 1945–1989. (Europas Osten im 20. Jahrhundert, Bd. 9.) De Gruyter. Berlin 2020. XII, 393 S., Ill. ISBN 978-3-11-064082-3. (€49,95.)

After the Nazi annihilation of Warsaw, the communist regime's patriotic campaign "the whole nation builds its capital" garnered much popular support. Scholarly output on Warsaw's reconstruction has been dense, and Warsaw's old town regularly dominates analyses as the epicenter of the so-called Polish School of Conservation. Here, General Conservator Jan Zachwatowicz spearheaded idealized replicas of streetscapes which the Nazis had destroyed, as suited his motto "a nation only lives as long as its cultural possessions live" (quoted p. 60). As Małgorzata Popiolek demonstrates in her 2017 TU Berlin dissertation,¹ Zachwatowicz's nationalist idealization of Warsaw's medieval and early modern "golden age" had already begun in the interwar period. Arnold Bartetzky's research further uncovers how Polish efforts to forge a homogenous national narrative in architecture had interwar roots, not least with the creation of an enormous square—later called Plac Zwycięstwa—through the willful decimation of Poland's largest Russian Orthodox church as a heritage of Russian occupation.² A veritable library of further scholarship illustrates how postwar decisions in the capital had profound implications for how fanciful replicas were implemented alongside sweeping modernization in formerly German cities such as Gdańsk, Wrocław, and Szczecin.

The thesis in such prior scholarship that "sites and spaces" help to determine social and political contexts deeply informs Jana Fuchs's revised 2018 dissertation, which focuses on two adjacent squares in the less studied region situated between Warsaw's old town and Socialist Realist showpieces such as Muranów or the towering Palace of Culture and Science. Both Plac Zwycięstwa and Plac Teatralny had constituted centers of public life in interwar Warsaw that took on contrasting connotations after 1945—the former as a seat of Nazi rule, the latter as the headquarters of resistance (in the city hall) during the 1944 Warsaw Uprising. Claiming that both spaces were left largely unbuilt under communism, F. argues that they nonetheless attracted "an astounding measure of criticism and accordingly numerous collisions between the official narrative and public perception and the actions of other players" (p. 4). From 1945 to 1989, a grand total of six plans for Plac Zwycięstwa and four for Plac Teatralny circulated; though little from these plans was realized, F. effectively shows that "absence" was hardly the result. Plac Zwycięstwa was immediately redeemed from its Nazi-era opprobrium as "Adolf-Hitler-Platz" through the reconsecration of the Tomb of the Unknown Soldier. It was an emblem of national martyrdom made even more poignant as it survived in an arcade fragment of the Saxon Palace, which was otherwise destroyed like the rest of the square. Meanwhile, the neighboring Plac Teatralny hosted a Stalinist mega-project—the new Great Theater—dwarfed only by the nearby Stalinist Palace of Culture and Science skyscraper. Across the square, the 1964 unveiling of a Warsaw Uprising monument on the site of the former city hall generated enormous commemorative power.

F. researches "absence" by delving into a wide array of Warsaw archives at the national and local levels, and ventures to the French diplomatic archive in Paris to underpin her analysis of plans for a French embassy on Plac Zwycięstwa. Particularly important are periodical sources, whose letters to the editor and questionnaires cannot reconstruct what Warsawians actually thought at the time, but can reveal "what one could express in public and what degree of critique was possible" (p. 29).

¹ MAŁGORZATA POPIOLEK-ROSSKAMP: *Warschau. Ein Wiederaufbau, der vor dem Krieg begann*, Paderborn 2020.

² See for instance ARNOLD BARTETZKY: *History Revised: National Style and National Heritage in Polish Architecture and Monument Protection before and after World War II*, in: MATTHEW RAMPLEY (ed.): *Heritage, Ideology, and Identity in Central and Eastern Europe*, Woodbridge 2012, pp. 93–113.

Organizing her analysis along the standard political chronology of Cold War Poland, F. follows her introduction with a second chapter that assesses how ruins inspired reconstruction—both in terms of prewar continuities and utopian visions. This recalls Jerzy Elżanowski's claim that ruins stimulated Warsawians' postwar imaginary.³ Zygmunt Stępiński, the architect who restored the Tomb of the Unknown Soldier on the Plac Zwycięstwa, evoked how ruins could forge postwar identity. As he later wrote, "for me it was about bestowing on this ruin, which is a symbol of the martyrdom of the Polish people and an authentic fragment of the destroyed Warsaw, the form of a permanent architectural sculpture" (quoted p. 75). The result was a ruin that in many ways possessed greater poignancy than any potential replica of the prewar palace.

The third chapter explores Stalinist plans from 1949 to 1956, which fashioned a new central square before the freshly completed Palace of Culture and Science in place of ordinary neighborhoods whose total erasure made them nostalgic domains of loss for former residents. Far from utterly languishing, however, Warsaw's onetime main square at Plac Teatralny received a new Great Theater, whose Socialist Realist grandeur was designed by architects who had momentarily converted from modernism—a trend comparable to other East Bloc cities of the time. Chapter four covers the Gomułka era (1956–1970), when the 1964 planning decision to place a memorial to the Warsaw Uprising on the site of the cleared city hall ruin was "accepted by part of the population," but provoked some to call for a reconstruction of the city hall to more authentically represent where the Uprising had been plotted (p. 209).

Although extensive planning yielded few outcomes on either square in the 1970s or 1980s, chapter five highlights how a fresh infusion of historical significance gave each square even greater commemorative weight, notably as Plac Zwycięstwa served as the site for Pope John Paul II's 1979 Mass, 1980s Solidarity protests, and crackdowns. The conclusion sketches how Plac Zwycięstwa (once again called Pilsudski Square) has become a space for post-communist commemorative markers: the Tomb of the Unknown Soldier now faces both a giant cross in honor of the Pope's 1979 Mass and a black stairway-like memorial to the victims of the 2010 plane crash near Smolensk. On Plac Teatralny, meanwhile, postcommunist authorities expelled the Warsaw Uprising monument to a traffic interchange in order to make way for a replica of the vanished city hall, whose investor and occupant is an international bank—a phenomenon of capitalist replica production that brings to mind the palace shopping mall in Braunschweig among many other potential parallels. As David Crowley observes in his classic 2003 analysis of Warsaw's reconstruction, the "unremarkable office building housing Citibank's headquarters" makes the city hall on Plac Teatralny a "Potemkin village" that "can only be read as a gesture" to the former city.⁴

Although F. promises to balance political and planning elites with public voices, ordinary Warsawians most commonly appear in her book as a silent mass in the photos. Given limitations in the available sources, this may well have been an unavoidable outcome. Fuchs has nonetheless offered a lucid and densely researched microstudy of urban planning and commemorative discourse amid ever shifting plans for two squares in communist Warsaw. Drawing out numerous pearls from deep archival and periodical research, this book should interest scholars of postwar reconstruction more broadly. After all, F.'s detailed examples of two main squares in Warsaw speak to planning quandaries and outcomes that unfolded on central squares in numerous East Bloc cities.

Washington, DC

Andrew Demshuk

³ JERZY ELŻANOWSKI: Manufacturing Ruins: Architecture and Representation in Post-Catastrophic Warsaw, in: *The Journal of Architecture* 15 (2010), 1, pp. 71–86.

⁴ DAVID CROWLEY: *Warsaw*, London 2003, p. 88.

Jerzy Kochanowski: „Wolne Miasto“ Zakopane 1956–1970. [„Freie Stadt“ Zakopane 1956–1970]. Wydawnictwo Znak. Kraków 2019. 332 S., Ill. ISBN 978-83-240-5802-0. (PLN 59,99.)

Wenn man gegenüber polnischen Gesprächspartnern das Wort „Zakopane“ in den Mund nimmt, begegnet einem in den allermeisten Fällen ein Leuchten in den Augen, dem eine kurze Geschichte darüber folgt, wann man das erste Mal dort gewesen ist. Nüchtern und von außen betrachtet ist dieses Verhalten schwer nachvollziehbar, wenn man sich das reale, in wunderschöner Natur gelegene Konglomerat architektonischer Bausünden bewusst macht. Der Mythos Zakopane ist dennoch unsterblich, und es verwundert, dass er bisher kaum Thema einer wissenschaftlichen Untersuchung geworden ist. Jerzy Kochanowski hat sich nun für die zweite Herrschaftsphase des PZPR-Chefs Władysław Gomułka (1956–1970) mit der Tatrametropole beschäftigt. Den besonderen Charakter Zakopanes zu analysieren, wäre niemand besser geeignet als K., der sich zuvor schon mit den weltoffenen Ostseestädten Polens beschäftigt hat. In Anknüpfung an das europäische Großprojekt zu Manövrierräumen im Staatssozialismus, an dem er beteiligt war, geht er u. a. der Frage nach, welche Möglichkeiten für die verschiedenen Akteure im kommunistischen Polen bestanden haben und welche Rolle für die Entwicklung der Stadt (mit Alf Lüdtke) deren „Eigensinn“ gespielt hat. K. nähert sich dem Thema auf zwei Ebenen. Zum einen analysiert er den Einfluss von Staat (und Partei) und Recht, zum anderen geht er detailliert auf die Entwicklung jener Ära ein, die in der allgemeinen Wahrnehmung von einer kurzen Liberalisierung und einer langen Stagnation gekennzeichnet war.

Für die Sonderentwicklung Zakopanes macht K. zwei Hauptelemente fest: zum einen seine Funktion als wichtigstes Tourismuszentrum Polens, zum anderen die informelle Autonomie der Podhale-Region, die auf historischen, ethnografischen, geografischen, politischen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen beruhe (S. 16). Die Basis dafür wurde im Grunde schon in der Zeit zwischen den Weltkriegen gelegt bzw. war schon weit früher geschaffen worden, als sich die spezifische Bevölkerungsgruppe der Góralen herausbildete bzw. in der Tatra einfand. Diese besondere Bedeutung der Stadt für Künstler- und Bürgermilieus, ihre periphere Lage mit dem Überdauern von antikomunistischen Traditionen und die allgemeine Sehnsucht nach Weltläufigkeit machten Zakopane nach dem Zweiten Weltkrieg zur Ferienhauptstadt Polens mit ständig steigenden Besucherzahlen.

K. gliedert die Gomułka-Ära zwar konventionell in eine kurze liberale und eine lange repressive Phase. Letztere war aber nicht durch komplette Stagnation gekennzeichnet, sondern durch die allmähliche Durchsetzung und schließlich Etablierung von Parallelstrukturen, die man – je nach Einschätzung – netzwerkartig oder mafios nennen könnte. Paradoxerweise setzten sich unter dem Apparatschik Gomułka die kapitalistisch orientierten Kräfte durch, während der vermeintlich liberale Nachfolger Gierek die wahren Werte des Sozialismus wiederherstellen wollte.

Das Spannende an diesem Buch ist nicht so sehr die allgemeine Bewertung des Gebirgsidylls unterhalb des Giewont, sondern die Details zum Funktionieren der Netzwerke, die K. aus seinen intensiven und sicher nicht ganz einfachen Archivstudien herausgearbeitet hat. Dass einflussreiche Personen ein Patronage- oder Klientelsystem errichten, aus dem sie massive finanzielle Vorteile ziehen, ist an sich nichts Verblüffendes. Interessant ist vielmehr, wie weite Teile der Bevölkerung diese Denkweise mit Leben füllten, als Rädchen in der Maschine des – negativ ausgedrückt – Schmuggelns, Fälschens und Betrügens, ins Positive gewendet des „Kombinierens“ am Staat vorbei und oft mit Hilfe von dessen treuen Dienern in Verwaltung, Partei oder Wirtschaft. Es waren eben nicht nur die Großfamilien einzelner Góralen, die sich hier ihre Welt mit Einfamilienhäusern im Tatrastil und teuren Autos verschönerten, auch wenn es sehr eindrucksvoll ist, wie K. die Verbindungen nach Übersee und den Besuch von Rückkehrern beschreibt (S. 226–231). Auch die Zugezogenen beteiligten sich gerne an illegalen Handlungen.

Im knappen Rahmen dieser Rezension seien nur zwei Beispiele herausgepickt: Der Nachfrage nach verarbeiteten Wollprodukten, die vor allem nach den Olympischen Win-

terspielen von 1968 massiv gestiegen war, bei gleichzeitigem Rohstoffmangel konnten die Kürschner von Podhale nur durch riskante Maßnahmen Herr werden. Sie wanderten, um den Steuern zu entgehen, in illegale private Heimwerkstätten ab, bezogen Schaffelle aus ganz Polen und verarbeiteten sie weiter. Manchmal wurde die Wolle auch aus staatlichen Betrieben gestohlen, die Endprodukte mitunter auch mit gefälschten westlichen Etiketten versehen – ein früher Fall von Produktpiraterie. Ein zentraler Faktor für den Erfolg Zakopanes war die Unterbringung von Millionen Gästen pro Jahr. Zwar spielten hier staatliche Heime und andere offizielle Übernachtungsstätten durchaus keine unwesentliche Rolle, das wahre Erfolgsgeheimnis war jedoch die private, mehr oder weniger legale Aufnahme von Touristen, die gerne auch als „entfernte Verwandte“ oder „langjährige Bekannte“ deklariert wurden und denen man am Bahnhof und den Ausfallstraßen regelrecht auflauerte. Manchmal wird es sogar skurril, wenn K. beschreibt, wie finanziell entsprechend gut ausgestattete Firmen und Kombinate mit Geld nur so um sich warfen, um ihren Belegschaften das ersehnte Ferienhaus in Zakopane zu kaufen oder wenigstens zu mieten.

Überhaupt fühlt sich der Leser fast wie im sprichwörtlichen Wilden Westen, wenn die Praktiken des Grundstückserwerbs, des Hausbaus und der verklausulierten Missachtung von Gesetzen detailliert beschrieben werden. Dass diese Rechnungen meist aufgingen und Strafen eher singulär und symbolisch verhängt wurden, bestätigt einmal mehr die These von der Komplexität der Machtverhältnisse im real existierenden Sozialismus, die immer von einer Reihe temporärer Aushandlungsprozesse geprägt waren. So lernen wir auch nicht wenig über das Funktionieren von Parteiarbeit in einer Stadt ohne Arbeiter und das Verhältnis von Zentrum und Peripherie.

Auch über das eigentliche Kernthema hinausreichende Entwicklungen wie der gesellschaftliche Bedeutungsgewinn der Frauen und die Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur durch die Schaffung von Buslinien, der soziale Aufstieg durch Dorfflucht und Fabrikarbeit oder das letztliche Scheitern der globalen Werbekampagne im Kontext der Nordischen Skiweltmeisterschaften 1962 finden ihre Berücksichtigung.

Trotz der extremen Quellsättigung des Buches und der Menge an Zahlen und Details ist eine äußerst lesenswerte Mikrostudie entstanden, die ungeachtet der Sonderrolle Zakopanes durchaus Vorbild für weitere ähnliche Arbeiten zum Alltag der Volksrepublik Polen sein kann. Wenn es überhaupt etwas zu kritisieren gibt, dann die Tatsache, dass der Erzählstrang des Autors nur sehr ungenügend von den ausführlichen Zitaten, die er einbaut, getrennt ist. Das Lesen wird so etwas anstrengend. Aber das sind angesichts des inhaltlichen Ertrags dieser Studie Kleinigkeiten, die zu vernachlässigen sind.

Gießen

Markus Krzoska

Sarah Czerney: Zwischen Nation und Europa. Nationalmuseen als Europamedien. (Medien und kulturelle Erinnerung, Bd. 1.) De Gruyter. Berlin – Boston 2019. XII, 382 S., Ill. ISBN 978-3-11-054850-1. (€ 99,95.)

Museumsforschung hat in den letzten Jahren eine enorme Konjunktur erlebt. Es sieht fast so aus, als habe die Beschäftigung mit musealer Praxis die vor kurzem noch unvermeidbaren Forschungsfragen zum kulturellen Gedächtnis oder zur Identitätspolitik monopolisiert. Gerade in historisch orientierten Abhandlungen werden Museen zu symbolträchtigsten Erinnerungsorten erhoben und als entscheidende Vehikel der nationalen Selbstverortung untersucht. In dieser dominierenden Forschungsrichtung ist ein innovativer und über die identitätsstiftende Wirkung von Museen hinausgehender Ansatz eine wahre Seltenheit. Die vorliegende Dissertation von Sarah Czerney füllt diese Lücke zwar nicht, stellt aber den seit langem interessantesten Beitrag zur gegenwärtigen musealen Ausstellungspolitik dar, der das gesamte Spektrum von nationaler Mythenbildung bis hin zur Europäisierung von Museen kritisch reflektiert.

Erklärtes Ziel der Autorin ist es, die Frage zu erörtern, „wie aktuelle historisch ausgerichtete Museen Europa und europäische Geschichte entwerfen“ (S. 4). Diese Hauptfrage

gliedert sie in zwei Unterfragen: Erstens geht sie – aufbauend auf konstruktivistischen Museumstheorien – davon aus, dass Museen Wirklichkeit und Geschichte nicht vorfinden und abbilden, sondern aktiv an ihrer Hervorbringung als Medien mitwirken (Kap. 2). Zweitens will sie die museal konstruierten Narrative, Bilder und Topoi Europas am Beispiel von Nationalmuseen in Deutschland, Frankreich und Polen exemplifizieren (Kap. 3). Ausgewählt hat sie das Deutsche Historische Museum (DHM) in Berlin, das Europäische Solidarność Zentrum in Danzig (ECS) und das Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée (MuCEM) in Marseille. Mit Blick auf deren repräsentative Rolle und europäisches Selbstverständnis ist es geschichtswissenschaftlich und gesellschaftspolitisch höchst relevant, danach zu fragen, was und wen diese Museen als europäisch zeigen. Aber vielleicht noch wichtiger sind Cz.s Fragen: Wer gehört hingegen gemäß diesen musealen Historiografien nicht zu Europa? Vor wem wollen sie die Tore der als homogen begriffenen und national differierten „Festung Europa“ geschlossen halten?

Die These, wonach historische Museen die präsentierte Geschichte konstruieren und inszenieren, ist nicht gerade neu. Es scheint aber nicht die Absicht der Vf. gewesen zu sein, neue Museumstheorien oder gar Begrifflichkeiten zu prägen. Vielmehr führt sie mit überzeugender Souveränität auf, welche museumstheoretischen Ansätze die konstruktivistische Rolle von Museen analysiert und somit auch interpretatorische Grundlagen für Museumsforschung etabliert haben. Positiv hervorzuheben ist dabei, dass Cz.s Untersuchung über die klassischen Annahmen von Museumstheoretiker:innen wie Krzysztof Pomian, Gottfried Korff, Sonja Neef oder James Sheehan hinausgeht und auch Analysekategorien aus den Gender und Postcolonial Studies einbezieht. „Gender, Race, Class, Religion“ definiert die Autorin als „Strukturkategorien“, welche die „museal produzierten Bilder und Narrative Europas und europäischer Geschichte strukturieren, regulieren und organisieren“ (S. 20).

Im Allgemeinen lassen sich Cz.s Ausführungen aus dem ersten theoretischen Kapitel wie folgt zusammenfassen: Als mediale Repräsentationen vermitteln museale Einrichtungen die kollektiven Vergangenheits- und Identitätswürfe als homogene Prozesse, in denen Erinnerungspraktiken, Narrative und Bilder nicht über nationale und kulturelle Grenzen hinaus reichen. Besonders in Zeiten historischer Umbrüche dienen und dienen Museen als wirkmächtige Träger kollektiver Gedächtnisse und Identitäten. Indem Museen Dinge zusammentragen, kategorisieren, ordnen und ausstellen, tragen sie dazu bei, was der Anthropologe Richard Handler „objectivation of culture“ nennt: Die Verdinglichung der Idee, dass Gemeinschaften von Menschen eine eigene Kultur, Geschichte oder Identität haben, deren Existenz durch den Besitz und die Ausstellung von Dingen bewiesen werden kann.¹ Folgerichtig wohnt den versammelten Exponaten keine historische Qualität inne, vielmehr wird ihnen ein „historischer Sinn“ zugesprochen, d. h. die Fähigkeit, Vergangenes in der Gegenwart präsent zu machen.

Welchen „historischen Sinn“ die oben genannten Museen dem dort präsentierten Europa-Gedanken zuweisen, beschreibt Cz. in dem Hauptkapitel ihrer Studie. Dabei konzipiert sie die untersuchten historischen Nationalmuseen in Frankreich, Polen und Deutschland als „multimediale Europamedien“, da sie in ihren Ausstellungen selbst mit verschiedenen Medien arbeiten. Als „Europamedien“ bezeichnet die Autorin also sowohl die Museen selbst als auch die Dinge (Landkarten, Tabellen, PC-Stationen, Texte), die in den Dauerausstellungen Europa inszenieren. Ihre ausführliche und informative Analyse der materiellen und symbolischen Manifestationen der Europa-Idee fällt eindeutig aus: Im DHM, ECS und MuCEM werden Europa und europäische Geschichte jeweils sekundär behandelt und lediglich am Rande der Dauerausstellung thematisiert.

Obwohl der Bezug auf Europa in den Konzeptionen aller drei untersuchten Museen einen zentralen Punkt darstellt, wird die Historiografie Europas in deren Ausstellungsprak-

¹ RICHARD HANDLER: *Nationalism and the Politics of Culture in Quebec*, Madison 1988, S. 14.

tiken dem nationalen Narrativ weitgehend unterworfen. Im französischen Nationalmuseum wird Europa durch das Konzept des Mittelmeerraums abgelöst, der sich vermeintlich nur dank seiner Zugehörigkeit zur „Grande Nation“ in seiner Vielfalt und Vielstimmigkeit entfalten könne. Das Danziger Zentrum erklärt dagegen die Solidarność-Bewegung zum entscheidenden Ereignis der europäischen Geschichte. Der als national verstandene Widerstand gegen das kommunistische Regime wird so zur Erzählung eines europäischen und sogar universellen Kampfes für Freiheit und Menschenrechte. In der musealen Interpretation Europas in Berlin taucht der „alte Kontinent“ nicht als etwas die einzelnen Nationsgrenzen Überscheidendes auf, sondern als Nebeneinander verschiedener Nationen. Dieser Rahmen erleichtert es dann, den „besonderen“ Beitrag der deutschen Nation zur europäischen Geschichte hervorzuheben.

Vor diesem Hintergrund verwundert es auch wenig, dass die analysierten Europamedien feministische und postkoloniale Perspektiven kaum aufgreifen. Wie Cz. überzeugend herausarbeitet, wird Europa in den musealen Fallbeispielen gegendert, rassifiziert und religiös markiert. „Nicht-weiße, nicht-christliche und nicht-männliche Menschen sind darin nicht Teil Europas“ (S. 343). Abgesehen von der Dauerausstellung in Marseille, die die europäische religiöse und geschlechtliche Vielfalt aufgreift, erscheinen Europa und seine Geschichte in den untersuchten Museen überwiegend als männlich dominiert, christlich geprägt und weiß positioniert.

Zweifelsohne ist diese museumskritische Reflexion die größte Stärke von Cz.s Analyse. Mit ihrem vergleichenden, prozessualen Blick auf die einzelnen Museen liefert sie einen substanziellen Beitrag zu den gegenwärtigen Diskussionen um die Rückkehr – oder besser gesagt: die konstante Vorherrschaft – des Nationalismus in Europa. Besonders überzeugend ist die Studie bei den ausgesuchten Fallbeispielen, selten hat man einen ebenso detaillierten wie fundiert recherchierten Einblick in die individuelle Ausstellungspolitik der musealen Häuser präsentiert bekommen. Neuere museumstheoretische Ansätze aus der bildhistorischen Perspektive oder aus dem Bereich der *material turn* sind für die Vf. dagegen kaum vom Interesse. Das von argumentativen und sprachlichen Redundanzen nicht ganz freie und Hunderte von Namen anführende Buch hätte sicherlich auch ein Personenregister verdient gehabt. Angesichts der Lesefreundlichkeit sowie in Bezug auf Hauptthesen und prägnante Narrative sollte Cz.s Abhandlung auch für ein breites Lesepublikum relevant sein.

Lüneburg

Agnieszka Pufelska

Tomasz Kozłowski: Koniec imperium MSW. Transformacja organów bezpieczeństwa państwa 1989–1990. [The End of the MSW Empire. The Transformation of the State Security Agencies 1989–1990.] Instytut Pamięci Narodowej – Komisja Zbrodni Przeciwko Narodowi Polskiemu. Warszawa 2019. 327 S. ISBN 978-83-8098-632-9. (PLN 35,–)

The eponymous MSW (Ministerstwo Spraw Wewnętrznych, Ministry of Interior) was a mammoth institution of the Polish state socialist regime. It executed many state functions, but was identified with the infamous secret police SB (Służba Bezpieczeństwa, Security Service). How the Ministry was adapted to fit into the new political reality of the early transition years (1989/90) and how politicians dealt with its toxic heritage of mass surveillance and brutality are the topic of this timely, well-researched and balanced book.

The allegedly crucial influence of MSW's former functionaries, secret collaborators and their networks on the early history of post-communist Poland was a powerful political narrative, according to which, MSW's elite, together with parts of the new opposition, shaped Poland's regime change to their benefit. Tomasz Kozłowski skillfully verifies these 1989 legends, but is likewise skeptical of liberal triumphalism which sees the transformation as a straightforward process. In fact, it was anything but straightforward, but as K. shows, that had less to do with the illicit influence of the MSW's old guard than the

contradictory interests and mistakes on both sides and a complicated international situation.

This book is divided into five chapters. The first and second chapters deal with the tenure of Czesław Kiszczak as Minister of the Interior, which spanned from 1981 to 1990 and included his acting as minister in the Tadeusz Mazowiecki cabinet. How the legal reform of state security was carried out in the Polish Sejm is described in the third chapter. The fourth chapter deals with the verification of the MSW's functionaries, which determined their viability to serve under the new regime. The fifth and final chapter puts the spotlight on setting up the new intelligence services after 1989. The book is based on archival documents, especially lesser known materials from the Polish Sejm and the Council of Ministers from 1989 and 1990. The actions of the actors on both sides of the conflict, e.g. MSW's top brass, its rank-and-file functionaries, as well as the opposition elite and the local Solidarity activists, are analyzed with recognition of their differences.

The background to the post-1989 events is described without unnecessary repetitions and shows how Kiszczak extended the MSW's powers after the martial law in 1981 and provided the legal basis for the MSW's activities, only to, as a reaction to the election of 4 June 1989, start the process of unwinding the Ministry on his own terms. As part of this process, he partly destroyed its files and attempted to successfully enter the post-1989 era with a clean slate as co-creator of the Round Table compromise.

The MSW's rank-and-file functionaries, claims K., were not a consolidated bloc with shared interests, and how the author explores the variety of their strategies is praiseworthy. Because of the deteriorating work conditions and loss of prestige, many employees were eager to distance themselves from the force. The testimonies of disgruntled functionaries provided information on brutality and extra-legal measures ordered by their superiors. K. shows how functionaries maintained contacts with former state and party officials, their natural base, as well as with post-Solidarity politicians, and how they were eager to advance their careers by providing information, their professional networks, capital and services. A small elite group of functionaries, especially those from the foreign intelligence section, who possessed the most sought-after resources and skills (knowledge of foreign languages, contacts among prominent professional groups such as lawyers, economists, managers or in the West) were successful in post-1989 Polish capitalism.

According to the author, Prime Minister Mazowiecki and his advisers, when dealing with MSW, proceeded with caution, since they believed that more forceful action might lead to social chaos and the spread of crime, and they were hoping to retain mid and low-level specialists in the reformed services. However, as K. shows, the stereotype of helpless Mazowiecki is false, since the new team gradually expanded their influence on the Ministry of Interior, not only overtly, by appointing a deputy minister and then minister, but also covertly by maintaining contacts among officers and proceeding with structural reforms. Local activists and rank-and-file Solidarity members of parliament were closest to their constituents' grievances and were calling for more radical action. Much has already been written about the negotiated character of Poland's transition. K. supplements this point by showing the lack of revolutionary atmosphere in the country, where no occupations of state security headquarters took place and, according to polls, the interest in reckoning with the past was minor.

The closing chapter, in which K. shows how the newly established intelligence and counterintelligence service Office of State Protection (Urząd Ochrony Państwa) was confronted with new challenges, analyzes the international and global context. One thread of this chapter is particularly interesting. The Solidarity-based leadership of the new secret services knowingly reduced the protection from foreign industrial espionage of companies that were nominally still in state possession. Instances of interference from western companies were disregarded on account of the new leadership seeing western capital as a benevolent actor bringing modernity and prosperity to the ruined socialist economy which could not have had anything to offer on the global market.

In conclusion, this book brings many new detailed insights into elite in-fighting in the 1989/90 period in Poland and explains the limitations of the transition to democracy and capitalism. The focus on divergent interests and perspectives among the main actors of the transition period is this book's most significant contribution to the previous literature.

Jena – Warszawa

Jakub Szumski

Paul Robert Magocsi: Carpathian Rus'. A Historical Atlas. University of Toronto. Toronto 2017. 80 S., 34 Kt. ISBN 978-0-77275-115-7. (§ 37,50.) – Beim vorliegenden Atlas handelt es sich um einen weiteren Baustein im umfangreichen Werk Paul Robert Magocsis, dessen *Historical Atlas of Central Europe* in seinen diversen aktualisierten Fassungen ebenso vielzitiert ist wie seine *History of Ukraine* – und seine Beiträge zu den von ihm maßgeblich initiierten und getragenen *Carpatho-Rusyn Studies*. Das hier besprochene Werk fügt sich nahtlos an Letztere an und wird auch vom Vf. selbst in der Einleitung als diesbezügliche kartografische Orientierungshilfe verordnet (S. 1). Es soll als Ergänzung zu M.s Überblicksdarstellung *With Their Backs to the Mountains* dienen und dabei eine Orientierung für die vielen sich wandelnden Ortsnamen von der Antike bis in die Gegenwart (S. VI) bieten. Der Band ist weitgehend chronologisch aufgebaut. Es handelt sich thematisch um die Darstellung der Entwicklung von Herrschaftsgebieten, aber auch um Karten, die ethnografische, linguistische, wirtschaftliche, konfessionelle und letztlich auch kriegerische Verläufe (etwa im Ersten und Zweiten Weltkrieg) darstellen. Der geografische Fokus liegt vorwiegend auf dem Gebiet der „Carpathian Rus“, aber auch auf Regionen, in denen Ansiedlungen von „Carpatho Rusyns“ verortet werden (insb. Karten 19 und 33 zur Vojvodina und dem Banat sowie Karte 20 zur USA). Zur Kontextualisierung werden auch mehrere Karten zu Zentraleuropa (Karten 1–4, 10, 18, 21, 24, 36, 38, 49, 52, 56, 61), zu Juden und Armeniern in Zentraleuropa um 1900 (Karte 33) oder zur Tschechoslowakei, der Tschechischen Republik und der Slowakei im 20. Jh. (Karte 41) abgebildet. Dieses Kartenmaterial konnte in den meisten Fällen aus dem erwähnten *Historical Atlas of Central Europe* unverändert übernommen werden (S. VI). Den Karten selbst sind jeweils auf rund einer Seite Texte zur Erläuterung vorangestellt. Diese sind sprachlich flüssig geschrieben, wobei die Fülle an Details durchaus anspruchsvoll ist. Es wird nicht an geografischen Bezeichnungen, Personen und Ereignissen gespart, um das auf den Karten Dargestellte einzuordnen. In der Einleitung weist der Vf. selbst auf die Problematik hin, die bei der Kartografierung von Grenzregionen immer auftritt: unterschiedliche Schreibweisen in unterschiedlichen zeitlichen, linguistischen etc. Kontexten. Im vorliegenden Werk sollen in der Regel die im englischsprachigen Raum gängigen Varianten aus den jeweiligen Staaten verwendet werden, in denen die Orte und Regionen heute liegen. Eine Ausnahme bilden Namen ungarischer Verwaltungseinheiten in der „Carpathian Rus“ vor 1918, die teilweise „in their Rusyn forms“ angegeben werden (Karten 22–23: nicht „Sáros“ oder „Szatmár“, sondern „Sharysh“ und „Sotmar“). Außerdem wird die „Carpathian Rus“ u. a. auf der Karte zu „Early Medieval Kingdoms, ca. 1050“ (Karte 8, aber auch auf den Karten 11–14, 16–17) verzeichnet, was zwar der besseren Verortung für heutige Leserkreise dienen mag. Bis 1918 hatte es in dieser Region jedoch nie ein derart oder ähnlich bezeichnetes, zusammenhängendes Herrschaftsgebiet gegeben. Folglich werden auch in diesem Atlas auf Karten für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg die historischen Verwaltungsregionen benannt. Dennoch zeigt der ahistorische Gebrauch des Begriffes „Carpathian Rus“ vor 1918, dass der Atlas das vielfach diskutierte Vorhaben des Vf. bedient, die „Carpathian Rusyns“ als historische Entität (wieder) zu erschaffen und darauf aufbauend an einer Schnittstelle zum politischen Aktivismus deren Status auch rechtlich in den heutigen Staaten zu kodifizieren. Dieses Anliegen muss man beim Lesen nicht teilen und wird es auch danach mitunter nicht tun. So trägt der Atlas zumindest zum Verständnis der „Carpatho-Rusyn Studies“ bei und dient auch der vom Vf. intendierten Orientierung für diejenigen, die sich mit dieser Region – aus welchen Gründen auch immer – auseinandersetzen möchten. Er schließt mit einem Verzeichnis der genutzten Karten sowie einem Register.

Dresden

Sebastian Ramisch-Paul

Marta Cobel-Tokarska: Desert Island, Burrow, Grave. Wartime Hiding Places of Jews in Occupied Poland. Aus dem Poln. von Katarzyna Błachnio-Sitkiewicz. (Studies in Jewish History and Memory, Bd. 11.) Peter Lang, Berlin 2018. 302 S. ISBN 978-3-631-67438-3. (€ 51,50.) – Verstecke der von Vernichtung bedrohten Juden in Polen während der deutschen Besatzungsherrschaft sind Gegenstand dieser aus einer Warschauer soziologischen Dissertation hervorgegangenen, im polnischen Original bereits 2012 erschienenen Monografie¹ von Marta Cobel-Tokarska. Zurecht betont die Vf., dass die Orte, an denen sich Juden versteckten, um ihrer Ermordung zu entgehen, zu den noch wenig beschriebenen und untersuchten Aspekten der Shoah gehören. Sie konzentriert sich in ihrer Arbeit auf räumlich zu fassende Verstecke und lässt damit die – neben der Flucht aus dem deutschen Herrschaftsbereich – wichtigste Überlebensstrategie, das Verbergen der jüdischen Identität und das Untertauchen in einer nichtjüdischen Umgebung, bewusst außen vor (S. 23). Zudem betont sie, keinen historischen Ansatz zu verfolgen, also nicht den Anspruch zu erheben, ihr Quellenmaterial möglichst umfangreich zu erschließen und auszuwerten, sondern eine im Wesentlichen sozial-anthropologische Interpretation der Schlüsselkategorie „Raum“ anzustreben (S. 33). Tatsächlich zieht die Vf. neben einer Reihe unveröffentlichter Berichte vor allem publizierte Erinnerungen jüdischer Überlebender heran. Quellen der Täter fehlen dagegen mit Ausnahme des ebenfalls bereits publizierten sog. *Berichts zur Lösung der Judenfrage im Distrikt Galizien* des SS- und Polizeiführers Fritz Katzmann vom Juni 1943, aus dem die Vf. jedoch lediglich an einer Stelle kurz zitiert (S. 124). Das umfangreichste Kapitel des Buches widmet sich dem Versuch, eine Typologie der Versteckorte zu entwickeln. Anhand von Faktoren wie Dauerhaftigkeit, Angewiesenheit auf äußere Hilfe oder Lokalisierung versucht die Vf. ein Schema auszuarbeiten, das allerdings wenig trennscharf ist und dessen Erkenntnisse kaum überraschen können, so etwa die Feststellung, dass die meisten dauerhaften Verstecke auf Hilfe von außen angewiesen und deshalb kaum an unbewohnten Orten lokalisiert waren (S. 71). Hierbei dominieren – wie auch in den drei noch folgenden Kapiteln zur sozialen und individuellen Raumerfahrung, der Bedeutung von Raum sowie dem Versteck als Zuhause – theoretische Überlegungen gegenüber quellenbasierten Analysen. Zwar gibt es ab und an teils seitenlange Quellenzitate, aber es überwiegen deutlich umfangreiche Erörterungen soziologischer, psychologischer und anthropologischer Zugänge zum Thema, oftmals auch ohne direkten Quellenbezug, wie etwa bei einem langen Exkurs über die „Metakategorie Gefängnis“. Die konkreten Umstände des Überlebens in den Verstecken, etwa Gegenleistungen für Hilfe von außen, die nicht selten bis zur Erpressung reichten, werden dagegen nur angedeutet (S. 259). Die Einordnung und Einbettung in den historischen Gesamtzusammenhang der deutschen Besatzungsherrschaft und der Shoah unterbleiben infolge der rein theoretischen Herangehensweise ohnehin nahezu vollständig. Was bleibt, ist eine erste umfangreiche und ambitionierte Studie über ein bislang zu wenig beachtetes Thema, die eine Vielzahl wesentlicher Quellen aufzeigt, diese aber größtenteils in den Überlegungen zu möglichen theoretischen Zugängen aus den Augen verliert. So bleibt es das Hauptverdienst der Vf., wie sie selbst in ihren abschließenden Worten betont, mithilfe ihres originellen Themas die Aufmerksamkeit auf viele bislang weniger beachtete Zeugnisse jüdischen Überlebens in Polen während der Shoah gelenkt zu haben.

Halstenbek

Lars Jockheck

¹ MARTA COBEL-TOKARSKA: *Bezludna wyspa, nora, grób*, Warszawa 2012.